Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Lafontaine, August Heinrich Julius, 1758-1831

Kleine Erzählungen und Geschichten

Bd.: 1

Göttingen (1799)

P.o.germ. 783 u-1/4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10113344-2
VD18 80429483-001

BIBLIO
R
MONA

„Und bin ich nicht glücklich?“ fragte der stolze Periander den weisen Medon; „bin ich nicht glücklich ohne deine strenge Tugend?“ Medon sah ihn mitleidig an und schüttelte schweigend den grauen Kopf. Periander drang in ihn um Antwort. „Herrscher von Korinth,“ sagte Medon sanft; „die Götter haben alles gethan, dich glücklich zu machen: Korinth ist dein; du hast ein Weib, das dich liebt, und Kinder, die deiner Liebe werth sind. Was könnte der Sterbliche mehr verlangen? Aber in deiner Brust wohnt ein böser Dämon, der das Glück, das die Götter dir gaben, zerstört: die wüthende Rachsucht. Du verdienst dein Glück nicht, und wirst es nicht festhalten, weil du nur herrschen willst. Korinth liebte dich, und du warest ein wahrer König. Du wolltest mehr werden; du tratest Korinth nieder, und es haßt dich. Wirst du ein besserer Gatte, ein besserer Vater seyn? Du kennest nicht die sanfte Menschlichkeit; du willst herrschen, und bist nicht glücklich.

Periander lächelte, und eilte in die Umarmungen seines geliebten Weibes, seiner drey theuren Kinder. Melissa, Perianders sanfte Gattin, liebte ihren stolzen Gemahl, und zitterte vor seiner Herrschsucht. Sie war zu Epidaurus mit Erasinus, ihrem nahen Verwandten, in der zärtlichsten Freundschaft erzogen worden. Er kam nach Korinth. Melissa warf sich mit Zärtlichkeit, weinend, in die Arme ihres Freundes, und hieng lange an seiner Brust.

Jetzt erwachte in Perianders Seele der eifersüchtige Stolz. Er verfinsterte das brennende Auge; denn Melissa sollte nichts lieben als ihn. Die gütige Melissa sah den wüthenden Blick ihres Mannes nicht; sie faßte des Jünglings Hand, und fragte ihn mit zärtlicher Stimme: „weißt du noch, Erasinus, wie sehr wir uns als Kinder liebten?“ Sie erinnerte ihren Freund an die schönen Tage ihrer Jugend, an ihre Spiele, an ihr Vertrauen, an ihre Trennung. Dann führte sie ihn zu ihrem Gemahle, und sagte: „Periander, liebe ihn, liebe ihn sehr!“ Periander schwieg; Eifersucht und Rache bestürmten seine Seele.

„Liebst du etwas ausser mir, Melissa?“ fragte er finster und kalt, als er mit seiner Gattin allein war. — Meine Kinder; und dann . . . meinen theuren Vater . . . und dann . . . den edlen Erasinus, meinen Verwandten. — „Ich werde sehen, wen du mehr liebst!“ sagte Periander, und machte sich aus ihren Armen los.

Am folgenden Tage beym Gastmahle wurde Erasinus bleich, und sank hinten über. Gift! seufzte er, und starb. Periander richtete einen forschenden Blick auf Melissen. Sie eilte zu dem ermordeten Jüngling, sank auf den Leichnam nieder, benetzte ihn mit heissen Thränen, und rief vor Schmerz ausser sich, seinen Namen. Periander hob sie auf, führte sie in ein anderes Zimmer zu ihren Kindern, umarmte sie, und hieß auch seine Kinder sie umarmen. Sie war untröstlich. Der Stolze, Fühllose verlangte das Unmögliche; er wollte Herr ihres Schmerzes seyn. „Ich," sagte er ruhig, und faßte ihre Hand: „ich gab ihm das Gift; wirst du noch um ihn weinen, Melissa?"— Du? rief sie erstaunend, und riß sich von ihm los du? Elender Mörder! was that er dir?

Zornig betrachtete er Melissen mit einem wilden Blicke, und verließ sie plötzlich. Wüthend kämpften nun in seiner Seele Eifersucht und Vertrauen, Haß und Liebe. Sein Stolz sprach Melissen das Todesurtheil; und sein Herz erbebte bey dem Gedanken. „Sag," rief der thörigte, eitle Tyrann: „sag Melissa! du habest ihn gehaßt; und ich will dir deine Thränen verzeihen." O, ich liebte ihn! rief Melissa, und hob die Hände traurig zum Himmel auf: er war mein Freund! ich liebte ihn!

Der Stolz hob sich blutgierig in Perianders Seele hervor: die Liebe zu Melissen hielt seine

Hand zurück. Er blieb allein, aus Mißtrauen gegen sein eigenes grausames Herz. Die Flamme der Eifersucht verzehrte ihn, die Liebe wurde seine Marter.

Es war ein Monat verlaufen, da sah er eines Morgens (die Unruhe hatte ihn frühe vom Lager getrieben) seine Gattin im Trauergewande an dem Grabmahle des Erasinus knien und den kalten Marmor an ihre Brust drücken. Dieser Anblick setzte seinen Zorn, seinen Haß in Flammen. Er stürzte hinunter, nahm seine drey Kinder, und führte sie in den Garten zu ihrer Mutter. Mit bebender, aber wilder Stimme sagte er: „nimm Abschied von deinen Kindern, Melissa! Sie sollen nach Epidaurus zu deinem Vater.“ Melissa blickte ihn an, und las ihren Tod in seinen Augen. Ich weis.... — sagte sie und umarmte ihre Kinder, die nun von ihrer Wärterin weggeführt wurden.

Periander war mit Melissen allein. „Was weißt du?“ fragte er wüthend. — Daß ich sterben soll wie er, antwortete Melissa. — „Du Ungetreue!“ rief er, und hob den Dolch; „dein Gewissen sagt dir also, was du verdienst!“ — Nicht mein Gewissen; dein Blick. — „So fluche hier dem Schatten des Elenden!“ — Zitternd! sagte Melissa: Was verlangst du, Periander. Ich soll dem fluchen, der mich liebte? — Sie sank an das Grabmahl, und umfaßte ängstlich die Säu-

le. — „Noch jetzt,“ rief der Grausame, „vor meinen Augen umfassest du den Stein?“ Seine Hand fuhr herab und stieß den Dolch in Melissens Brust. Periander! rief sie, ach! ich liebte dich, und du bist mein Mörder! Sie hob die Arme, ihn zu umfassen, sank zurück, und starb.

Er schrie vor Entsetzen auf; die Furien erschreckten ihn. Der Dolch fiel aus seiner Hand, und er floh. Liebe und Schmerz trieben ihn zu dem Leichnam zurück. Er wollte sich tödten; seine Freunde, die herbeygeeilt waren, entrissen ihm den Dolch.

Periander, der glückliche Beherrscher Korinths, war unglücklich; Melissens Schatten verfolgte ihn. Er fand nirgends Ruhe als in den unschuldigen Spielen seiner Tochter, die, wie ihre Mutter, Melissa hieß. Die Amme des Kindes hatte es nicht nach Epidaurus bringen wollen, weil es zu schwach für diese Reise war; die beyden Söhne aber lebten bey ihrem Grosvater Prokles, dem Herrscher zu Epidaurus.

Periander brachte seine Tage in Korinth trostlos hin. Der weise Medon fragte ihn oft: wirst du endlich einsehen, daß der Mensch ohne Liebe sich allen Schlägen des Schicksals Preis giebt? Nicht die Götter nahmen dir Melissen; dein Stolz, dein Uebermuth that es, und deine unersättliche Herrschsucht.

Perianders stolzes Herz wurde durch diese Vorstellung ergriffen, aber nicht überwunden. Die

Zeit heilte seinen Schmerz, kostbare Opfer versöhnten Melissens Schatten. Er hatte sein Verbrechen vergessen, und war in dem Gefühle seiner Herrschaft, in der Liebe seiner Tochter, wieder glücklich geworden. Aber die waltenden Götter vergaßen ihn nicht. Er sollte ein Mensch werden, und wurde es unter den Schlägen des Unglücks.

Nach manchen Jahren foderte er seine Söhne von Prokles, Melissens Vater, zurück, um sie zu Regenten zu erziehen. Prokles wußte, daß Periander seine Gemahlin ermordet hatte; aber er schwieg, aus Furcht vor Perianders Grausamkeit und Macht. Melissens Söhne waren dem Greise bisher Ersatz für die Tochter gewesen. Als er die beyden Jünglinge am Morgen ihrer Abreise weinend in seinen Armen hielt, entriß ihm der Schmerz und die Furcht vor Perianders Grausamkeit das schreckliche Geheimniß. „Ach," sagte er: „meine Kinder! Eure Mutter Melissa...." — Er sah sie starr an, and fuhr nicht fort.

Meine Mutter Melissa? rief der jüngere Sohn, Lykophron. Dein Ton, mein Vater... Sprich! was ist?

„Sie wurde ermordet!" rief der Greis.

Ermordet? Vater? ermordet? Ewige Götter! Wer, o, ich beschwöre dich! wer that es?

Der Greis zitterte. Er wollte schweigen; doch

eine unwiderstehliche Gewalt entriß ihm die Worte: „Dein Vater."

Der Jüngling verhüllte sein Gesicht, und stand lange so, an die Brust seines Grosvaters gelehnt. Endlich nahm der Greis mit zitternden Händen das Gewand von dem bleichen und starren Gesichte seines Enkels, und wollte ihn trösten. Lykophron schwieg lange in gräßlicher Kälte; dann sagte er: ich kann ihn nicht sehen; ich bleibe hier! Sein Grosvater drang in ihn, daß er gehorchen sollte. Lykophron willigte schweigend ein, und reiste, in tiefen Schmerz versunken, ab.

Melissa hatte ihn unter ihren Kindern am meisten geliebt. Er dachte auf der Reise nur an sie, an ihre Tugenden, ihren Tod, ihren Mörder — seinen Vater; und ein erstarrenden Schmerz umzog seine edle Seele. Die Natur hatte im Stärke und Stolz gegeben, Prokles Beyspiel ihn groß und edel gemacht. Er war seines Vaters Bild, doch nur in den schönen Zügen. Sein Bruder, ein schwacher, leichtsinniger Jüngling, hatte weder Geist noch Herz.

Sie kamen in Korinth an. Schon oft hatten Reisende Periandern von Lykophrons Edelmuth und Seelengröße erzählt. Er eilte mit Vaterfreude seinen beyden Söhnen entgegen. Schon von Weitem erkannte er den jüngern an der Heldenfigur, dem edlen Gange, dem stolzen Gesichte. Der ältere warf sich in seine Arme: aber

Lykophron stand schweigend, mit niedergesenkten Augen, vor ihm da. „Mein edler Lykophron!“ sagte der Vater, und wollte ihn umfassen. Der Sohn fuhr, wie von Schrecken ergriffen, zurück, und sprach kein Wort. „Grüssest du deinen Vater nicht?“ Der Jüngling schwieg. Periander führte ihn in seine Burg. Den Blick zum Boden gewendet, gieng Lykophron an seiner Seite. Seine Schwester, die ihm entgegen kam, umarmte er mit den Worten; o, wir Unglücklichen! Jetzt riß der Vater ihn ungestüm an seine Brust; aber der Jüngling stand kalt und schweigend in seinen Armen, ohne das Auge zu erheben.

Bestürzt verließ Periander seinen Sohn, mit einer Ahndung von Unglück in der Seele. Lykophron gieng an das Grabmahl seiner Mutter, warf sich dabey nieder, und blieb eine Stunde laut weinend liegen. Tief erschüttert, gieng der Vater zu ihm an Melissens Grab, und wollte ihn umarmen. Aber mit einem Schrey des Abscheus fuhr Lykophron zurück, zeigte schweigend auf das Grab, und gieng.

Drey Tage lebte der Sohn in seines Vaters Hause, ohne ein Wort zu sprechen. Periander that alles, um ihn zu versöhnen; Lykophron sah ihn nie an, antwortete ihm nie. Endlich erhob sich der Stolz des Vaters und des Königs. Er führte den Sohn an die Schwelle des Hauses, und fragte: „willst du gehorchen?“ Der Jüngling antwortete

nicht. „Nun den," rief Periander zornig, „so verlaß mein Haus! Ich bin nicht dein Vater! Schweigend trat der Sohn über die Schwelle, und gieng die Strasse hinunter.

„Soll ich mich vor dem Knaben beugen?" rief Periander erhitzt von Zorn. Wohl! ich will ihm fremd seyn." Nun erfuhr er von seinem ältern Sohne Lykophrons letzte Unterredung mit Prokles. Sein Herz wurde heftig erschüttert; aber sein Stolz siegte über sein Gewissen. Er ließ seinen Freunden, die seinen Sohn bey sich aufgenommen hatten, befehlen, ihn aus ihrem Hause fort zu treiben. Lykophron irrte in Korinth umher, und wurde überall abgewiesen. Man rieth ihm, sich mit seinem Vater auszusöhnen; darauf antwortete er nichts. Endlich nahm ihn dennoch ein Freund seines Grosvaters bey sich auf, und bey dem lebte er in trauriger Stille.

Die Rache der Götter! sagte Medon.— „Der Trotz eines Rasenden!" sagte Periander; und Herolde machten auf seinen Befehl in ganz Korinth bekannt: wer Perianders Sohn, Lykophron, bey sich aufnehme, oder nur ein Wort mit ihm rede, dessen Vermögen sollte dem Apollo verfallen seyn. Lykophron hörte den Ausruf des Herolds. Schweigend und kummervoll verließ er das Haus seines Freundes, und gieng auf den Markt unter die Halle. Hier blieb er, ohne zu sprechen, ohne seine Kleidung zu wechseln, beynahe ohne Dach, und ohne Speise, drey Tage lang.

Mit jeder Stunde hoffte Periander, der Trotz seines Sohnes sollte gebrochen seyn. Aber des Vaters Stolz mußte sich beugen. Am vierten Tage gieng Periander selbst zu der Halle, in der sein Sohn sich aufhielt. Lykophron lag am Boden, enstellt vom Gram und von Hunger. Sein bleiches Gesicht hieng auf seine Brust herab, seine erloschene Augen waren auf den Boden gesenkt. Als Periander ihn erblickte, brach sein stolzes Herz. Seufzend trat er schnell in die Halle, stellte sich an Lykophrons Seite, und betrachtete ihn mitleidig.

„O mein Sohn," hob er mit bittendem Tone an: „ja, die Götter sind gerecht; aber du, du bist ungerecht gegen mich und gegen dich selbst. Ja, ich habe die That gethan, worüber du zürnst; aber soll der Sohn ihr Rächer seyn? Ich bitte dich, komm in mein Haus. Du hast gefühlt, was der Zorn eines Vaters ist; komm nun, und lerne, wie glücklich du mit mir leben kannst. Antworte, mein Sohn." — Er schwieg. — „Antworte!" rief der Vater lauter — Er schwieg. — „Bösewicht, antworte!" rief Periander erzürnt.

Mit matter Stimme antwortete der Sohn: Dein Vermögen ist dem Apollo verfallen, du hast mit dem unglücklichen Sohne Melissens gesprochen — Der Vater hielt das für Spott, was nichts als ein sanfter Vorwurf des gerührten Sohnes war. „Aus meinen Augen, Bösewicht!" rief

er wüthend, und gieng. Lykophron legte, in der Erwartung seines Todes, das matte Haupt tiefer auf den Stein, und blieb so bis zum Abend liegen. Kein Korinther wagte es, sich des Unglücklichen anzunehmen. Nur ein Jüngling aus Korcyra, Agathon, gieng um Mitternacht mit Lebensmittel in die Halle. Er hob den Unglücklichen sanft in die Höhe, reichte ihm Brod und Wein, und benetzte ihn mit Thränen des innigsten Mitleidens. Lykophron hob gestärkt sich auf, legte sich an die Brust des Fremden, und schloß mit ihm den Bund einer ewigen Freundschaft.

Auf einmal hörten sie durch die Stille der Nacht den Fußtritt eines Mädchens. Es war Melissa, Lykophrons Schwester. Agathon gieng ihr entgegen. Sie hielt ihn für ihren Bruder, und warf sich weinend in seine Arme. O! mein Bruder! sagte sie mit Schmerz.— Ich bin dein Bruder nicht, antwortete Agathon, und führte sie zu dem Unglücklichen. „Ein Fremder, meine Schwester, hier, Agathon, hat mein Leben gerettet, und mein Vater...“ — ist unversöhnlich erzürnt; fiel Melissa ein. Du sollst sterben.

Ich rette ihn, sagte Agathon, und reichte ihr die versichernde Rechte. Melissa drückte die Hand an ihr Herz. Ich rette dich Lykophron sagte der Fremde noch einmal; oder ich sterbe mit dir! Nun warf Melissa, von dieser Grosmuth überwältigt, sich in die Arme des Fremden. Beyde

redeten Lykophrons Rettung ab, und Agathon begleitete dann Melissen nach Hause. Wohin fragte er, werde ich dir Nachricht bringen von der Rettung deines Bruders? — „Jeden Morgen,“ antwortete Melissa, „bin ich im Garten. Vor dem Eingange des Gebüsches steht ein Faun. Dahin komm.“

In der folgenden Nacht brachte Agathon seinem Freunde Lebensmittel. Ein Schiff war bestellt ihn nach Korcyra zu führen, und wartete nur auf Ostwind um abzusegeln. Der Wind setzte sich um, und Agathon gieng, Melissen Nachricht zu bringen. Bald fand er das Gebüsch, daß sie ihm bezeichnet hatte. Als er hineingieng, trat ihm ein Mädchen verschleyert entgegen. Melissa? fragte er. Sie schlug den Schleyer zurück, und Agathon stand vor ihr, erstarrt von freudigem Schrecken.

Im Tempel Neptuns, am Feste des Gottes, hatte der Jüngling Melissen unter andern Jungfrauen tanzen sehen, und sie mit unverwendeten Augen betrachtet. Sein Herz fühlte die sanfte Gewalt der Liebe. Verloren in Entzücken, in die süßeste Sehnsucht, vergaß er nach ihrem Namen zu fragen; und auf einmal waren die Mädchen verschwunden. Er sah sie nicht mehr, weder bey Festen, noch in den Tempeln. Nun lebte er kummervoll in Korinth, und sein Unglück zog ihn zu dem unglücklichen Lykophron.

Du?

Du? du? rief er jetzt, als er sie wider sah: o ihr guten, ihr segnenden Götter! Du? — Zitternd vor Freude sank er ihr zu Füßen. Melissa erstaunte über Agathons Heftigkeit, und betrachtete ihn mit Unruhe. „Warst du nicht," fragte sie nachsinnend, „am Feste Neptuns unter den Zuschauern?" — Ja, Melissa; und seit diesem Tage . . . o was that ich nicht, dich wiederzusehen! o, wie kummervoll habe ich seit diesem Tage gelebt! — „Und mein Bruder?" fragte Melissa hoch erröthend. — Heute oder morgen Nacht geht er mit mir nach Korcyra. Dort soll er mein Bruder seyn. Noch heiligere Bande knüpfen mich jetzt an ihn . . . die reinste Liebe . . . zu seiner Schwester. — „Korcyra ist in der Gewalt meines Vaters," sagte Melissa besorgt. — Fürchte nichts, Melissa. In der schönsten Einsamkeit soll er leben, unerkannt, in den Armen der zärtlichsten Freundschaft, und, wenn die guten Götter dein Herz rühren, in den Armen der treusten Liebe, in deinen und meinen Armen. Er ergriff Melissens Hand, und benetzte sie mit heißen Thränen.

„Rette meinen Bruder," sagte Melissa in zärtlicher Unruhe: „dann . . ." — Sie brach erröthend ab. Dann? dann? fragte Agathon dringend. — „Dann soll er in den Armen der treuesten Liebe leben." Sie sank zärtlich in Agathons Arme, lag eine Secunde darin, und eilte

dann durch das Gebüsch zu ihres Vaters Pallaste.

Agathon stand noch lange, verloren in das Entzücken der glücklichen Liebe, da, ehe er endlich den Garten verließ. Es stieg ein frischer Ostwind auf, und noch diese Nacht wurde zur Abreise bestimmt. So eben wollten die beyden Freunde die Halle verlassen, da kam Melissa noch einmal. Sie umarmte ihren Bruder, legte Agathons Hand in die seinige, und sagte: „versprecht einander ewige Treue im Leben und im Tode!“ Beyde gehorchten. Aber nun faßte Agathon des Mädchens Hand. Und du, Melissa? sagte er leise und zitternd. Die Nacht gab ihr mehr Dreistigkeit. Sie drückte ihn an ihr Herz, und sagte leise: „ewige Treue im Leben und im Tode!“ Agathon wiederholte die Worte, und so schieden sie auseinander.

Lykophron verließ unerkannt die Mauern von Korinth und den Hafen. Nach drey Tagen war er, unter dem Namen eines Flüchtlings aus Jonien, in Korcyra, auf Agathons Landhause im Gebirge.

Periander stellte sich bey der Nachricht von der Flucht seines Sohnes zorniger als er war, und dankte heimlich den Göttern für dessen Rettung. Die Aussicht, Beherrscher von Korinth zu werden, dachte er, wird Lykophrons Eigensinn wohl beugen. Aber es vergieng ein Jahr, und er

hörte noch immer nichts von dem Jünglinge. Er forschte überall vergebens nach ihm, und hielt ihn nun für todt. Da entsank dem stolzen Periander der Muth. Sein ältester Sohn war zu schwach, als daß er ihm den wankenden Thron Korinths anvertrauen konnte, dessen feste Stütze Lykophron, der edle, kühne Jüngling, geworden wäre. Er selbst las in den Blicken der Bürger die Freude über sein Alter, und erkannte die rächenden Götter. Jetzt gedachte er mit Furcht der alten Delphischen Göttersprüche, die seinen Söhnen Unglück verkündigten. Seine Herrschsucht, sein Stolz schien sie in Erfüllung zu bringen. Er hatte sich über die Furcht Korinths gefreut; jetzt zitterte er davor, und wünschte sich die Liebe seiner Unterthanen, die er verachtet hatte.

Siehst du, sagte sein alter Freund, daß Liebe mehr werth ist als Furcht? — Aber trotz seinen inneren Zweifeln warf Periander einen stolzen Blick auf den weisen Medon. „Korinth," sagte er, „mag zittern, wenn es wagt mein Szepter anzutasten.„ — Zittern, und immer zittern! erwiederte Medon. Dein Weib zitterte vor dir; und du hast in ihr dein Glück gemordet. Deine Kinder zittern vor dir; und du hast den edelsten deines Stammes verloren. Wann sollen sie dich lieben? Alles zittert vor dir; nur dein Verhängniß, und die Götter nicht. — Periander wurde

ernst, und sann nach, aber nur, wie er die wankende Herrschaft befestigen wollte.

Noch lebte von dem Stamme der alten Beherrscher Korinths, der Bacchiaden, Amphion, ein wilder, finstrer Mann, voll Ansprüche auf den alten Glanz seines Geschlechtes, aber ohne edlen Muth. Auf ihn warf Periander sein Auge; ihm wollte er Melissen zum Weibe geben und den Thron von Korinth als Erbschaft hinterlassen. Er ließ Amphion rufen und kündigte ihm sein Glück an. Dann gieng er zu Melissen, die ihre Tage noch immer in süßen Träumen von dem Geliebten zubrachte. „Du wirst Amphions Weib!“ sagte er ihr befehlend. Melissa erblaßte, stürzte ihm zu Füßen, und beschwor ihn, sie nicht unglücklich zu machen. — „Unglücklich?“ fragte er kalt. „Ich sichre dir den Thron von Korinth.“

O mein Vater, sagte sie schluchzend; bin ich dir denn nichts mehr als eine Stuffe deines Throns? — Er befahl noch einmal, und Melissa entdeckte ihm nun, daß sie schon mit einem Jünglinge durch die treuste Liebe verbunden sey. „Thörin,“ sagte er kalt; „ich zerreisse dieses Band.“ — Und mit ihm mein Leben, Vater! antwortete sie erschreckend. — „Es sey! aber gehorchen sollst du!“ — Vater! denke an deinen Sohn Lykophron! Du hast nur noch zwey Kinder zu verlieren! — „Lieber Kinderlos, als der Kinder Spott!“

Lykophron lebt! sagte Melissa; ich weiß,

wo er ist. Vater, ihm gehört die Herrschaft über Korinth. — „Er lebt? fragte Periander erstaunt. „Wo lebt er?“ — Keine Drohung war im Stande, Melissen ihr Geheimniß zu entreissen; er mußte ihr zuerst feyerlich versprechen, sie ihrem Geliebten zum Weibe zu geben. Nun nannte sie ihrem Vater Lykophrons Aufenthalt, und den Namen, unter dem er in Korcyra lebte. Periander schickte sogleich einen Herold ab, und ließ seinem Sohne ankündigen: wenn er nach Korinth komme, solle ihm der Thron gehören. Lykophron, in dessen Seele die Grausamkeit seines Vaters, ihn zum Hungertode zu verdammen, unauslöschlich eingegraben war, antwortete dem Herolde nur die Worte: ich bin sein Sohn nicht.

Der Bothe brachte diese Antwort zurück. Periander sandte nun Melissen nach Korcyra, daß sie ihren Bruder zur Rückkehr bereden sollte. Sie reiste voll der schönsten Hoffnungen ab, und floh mit fröhlicher Eil in das Gebirge, um ihrem Bruder das Diadem, und seinem Freunde ihr treues Herz zu bringen. Mit Entzücken nahmen beyde Jünglinge die Schwester und die Geliebte auf; aber Lykophron blieb unbeweglich. „Ich bin Perianders Sohn nicht,“ sagte er finster. „Er hatte mich zum Hungertode bestimmt. Bey den ewigen Göttern! ich werde ihn nicht sehen!“

Lykophron, sagte das sanfte Mädchen mit zärtlichem Ernst: die Götter mögen dein Herz

wenden! Sie haben deines Vaters Stolz gebrochen; werden sie dem Sohne den Stolz gegen den Vater verzeihen? Du bist ein edler Jüngling; Korcyra spricht laut von deinen Tugenden: willst du nun allein gegen deinen Vater hart und ungrosmüthig seyn? Deines Vaters Stolz kennt keine Gränze; darum zürnst du ihm: und doch ist dein Zorn so unbegränzt, wie sein Stolz. Bruder, lerne verzeihen, weil du ein Mensch bist! Die Götter sind dem Unerbittlichen unerbittlich. Du kämpfest den erschrecklichen Kampf gegen deinen Vater. Verharrest du bey deinem Entschlusse, so wird er bestraft; aber die Götter werden ihn rächen, und dich mit ihm verderben. Ich beschwöre dich, verzeihe, und suche nicht ein Unglück durch ein noch grösseres zu heilen. O, ihr Götter! daß ein Geist, der Geist der Rache, Vater und Sohn beseelt! Gebt ihnen Herzen, und laßt sie fühlen, daß sie einander lieben sollten!

Vergebens redete Melissa. Lykophron blieb unerschüttert. „Nie, Melissa,“ sagte er, „nie werde ich nach Korinth kommen, so lange „mein Vater lebt.“— Harter Mensch! sagte Melissa nun: so vergilt denn mir und deinem Freunde, daß wir dein Leben erhielten. Wenn du nicht Sohn seyn willst, so sey Bruder und Freund. Bist du unerbittlich, so sey wenigstens nicht undankbar. Das Glück deiner Schwester, deines Freundes hängt davon ab, daß du dich mit deinem Vater versöhnst.—

Lykophron riß sich aus ihren Armen. „Bey den ewigen Göttern!“ rief er; „ich kann für euch sterben; aber deinen Vater will ich nicht sehen.“ Er blieb unerbittlich, und Melissa reiste trauernd, und mit Ahndung von dem Sturz ihres Hauses, nach Korinth zurück.

Sie brachte dem Vater die Nachricht, schrieb aber den Entschluß ihres Bruders mildern Ursachen zu, uud gab vor: Lykophron scheue den Zorn des Vaters mehr, als er dessen Anblick hasse. So ließ sie ihrem Vater noch immer den Augenblick der Versöhnung als nahe hoffen. Sie stand, wie ein guter Geist, besänftigend zwischen den wilden Empfindungen der Rache und des Stolzes in den Herzen des Vaters und des Bruders.

Das schwere Szepter von Korinth erfoderte jetzt die stärkere Hand der Jugend; und doch war Periander's älterer Sohn zu schwach, es zu führen. Periander sah ein, wie nothwendig es wäre, den Korinthern mit dem neuen Anblicke eines jungen Königs Hoffnung zu einer sanfteren Regierung wiederzugeben. Die Alten in Korinth haßten ihn, und die herangewachsenen Jünglinge fürchteten ihn nicht länger. Schon drohete das geheime Feuer des Aufruhrs hervorzubrechen, da war er klug genug, den Korinthern den verhaßten Anblick ihres grausamen Herrn entziehen zu wollen.

Nun sandte er öffentlich einen Herold nach

Korcyra an seinen Sohn, und ließ ihm sagen: er möchte nach Korinth kommen, die Regierung zu übernehmen; er selbst wolle nach Korcyra gehen und sich mit der Regierung dieser Insel begnügen. Diesen Vorschlag nahm der ehrsüchtige Jüngling endlich an. Es wurde in Korcyra bekannt, und alle Einwohner zitterten vor der Regierung des harten Periander. Hausenweise versammelten sie sich vor dem Landhause, wo Lykophron wohnte, und beschworen ihn, sich aus Dankbarkeit gegen Korcyra, daß ihn von dem Zorne seines harten Vaters geschützt habe, mit diesem zu versöhnen. Sieh! sagte Agathon, und faßte seine Hände, — sieh, wir gaben dir Schutz vor Periander; und du willst uns seiner Grausamkeit Preis geben, um nicht ein Gelübde zu brechen, das nie ein Sohn thun sollte: unversöhnlich gegen seinen Vater zu seyn!

„Ich habe es bey den Göttern geschworen!“ sagte der ehrsüchtige Jüngling finster.

So halte dein Gelübde, und fühle die Folgen deiner Thorheit! ... Entsage der Herrschaft über Korinth! Sollen deine Freunde Gelübde bezahlen, die du im verkehrten Zorne thust? Wie oft, Jüngling, hast du deinen Vater getadelt; und was thust du jetzt anders, als er? Er gelobt den Göttern eine goldne Bildsäule; und um sein Gelübde nicht brechen zu müssen, raubt er den Korintherinnen ihren Schmuck. Was thust du jetzt anderst?

Entsage dem Throne, und lebe hier in den Armen der Freundschaft, unter dankbaren Menschen.

„Periander hat mein Wort schon. Ich kann nicht anders.“

Jetzt öffnete Agathon die Thür, und ließ die edelsten Männer von Korcyra herein, daß sie mit ihm bitten sollten. Aber nichts konnte den ehrgeizigen Lykophron bewegen. „Was ihr,“ sagte er, „Eurem Vaterlande schuldig seyd, das bin ich Korinth schuldig. Es gab mir das Leben.“

Vaterland denn um Vaterland! rief ein junger edler Korcyräer. Was meynst du wohl deinem Korinth schuldig zu seyn? — „Alles!“ antwortete Lykophron. — Alles? Wohl! das bin ich denn auch meinem Vaterlande schuldig! Lykophron, ich beschwöre dich bey der Rettung, die Korcyra dir gab: ändre deinen Entschluß! — „Ich gehe nach Korinth,“ antwortete Lykophron kalt. — Bey den Göttern! das thust du nicht! rief der Jüngling. — Ein Dolch blitzte in seiner Hand, und durchbohrte Lykophrons Brust.

Er sank in Agathons Arme, und sein Freund trug ihn wehklagend auf ein Ruhebett. Das Getümmel verlief sich; sie waren Beyde allein. Der Arzt kündigte den nahen Tod an. Da nahm Lykophron eine Tafel, und schrieb an seinen Vater: „Ich sterbe. Verzeihe, Vater, deinem Sohne. Ich war unerbittlich; die Götter strafen den Sohn, wie sie dich bestraft haben.

O mein Vater, weil du ein Mensch bist, darum verzeihe den Korcyräern meinen Tod, und mache meine Schwester glücklich. Stoß ihre Liebe nicht von dir. Leb wohl."

Er gab die Tafel seinem Freunde. „Meine Schwester hatte Recht," sagte er lächelnd. „Die Götter haben dem Vater Rache an dem Sohne gegeben." Er reichte Agathon die Hand, rief: „grüße meine Schwester," und starb.

Eilig kehrte der Herold mit der unglücklichen Bothschaft nach Korinth zurück, und übergab die Tafel mit Lykophrons letzten Worten, die Agathon ihm zugestellt hatte. Als Periander die Worte las, entflammten sie seinen Zorn, anstatt ihn zu besänftigen. Wüthend, Rache dürstend, sandte er Befehl in den Hafen, die Flotte in Stand zu setzen, daß sie nach Korcyra segeln könnte. Er wollte Korcyra verderben, doch sich vorher Korinth sichern. Man mußte den Bachiaden Amphion rufen. Periander gieng mit ihm in das Zimmer seiner Tochter, die ihren Bruder beweinte. „Das ist dein Weib!" sagte er zu Amphion, und ergriff Melissens Hand. Sie warf sich vor dem Vater nieder, umfaßte seine Knie, und bat ihn, mit heissen Thränen sie nicht unglücklich zu machen. Ich schwor dem Agathon ewige Treue im Leben und Tode! sagte sie. „Und ich schwöre ihm Tod und Verderben!" rief Periander fürchterlich.

Medon nahm Lykophrons Tafel, und zeigte dem Vater die Worte: „Mache meine Schwester glücklich. Stoß ihre Liebe nicht von dir.“ Periander sagte er dann erst: verderbende Götter treiben dich, und die Rache deiner Verbrechen. — Aber der Erzürnte warf die Tafel zu Boden, trat an den Altar, und rief; „ich will Rache, das schwöre ich bey den furchtbaren Göttern! Und Melissa hat keine andere Wahl, als zu sterben, oder das Weib des Bacchiaden zu werden. Bis an den Abend geb ich dir Zeit; dann leuchtet dir Hymens Fackel, oder die Fackel des Todes!“ Er ließ Melissen allein.

Die Unglückliche rang vergebens die Hände; der schreckliche Abend kam näher, und der Altar war bereitet. Gedankenlos eilte sie in den Garten, verzweiflungsvoll in die Halle, wo ihr Bruder einst halbtodt gelegen hatte. Auf eben den Stein legte sie ihr Haupt, um zu sterben. Das Getöse der Krieger, die zu dem Hafen giengen, erweckte sie aus ihrem betäubenden Schmerzen. Sie fühlte sich von Muth beseelt, folgte ihnen, kam um Mitternacht in dem Hafen an, und mischte sich unter eine Anzahl Kaufleute, die eben in eine Barke stiegen. Erst am folgenden Morgen erkannte man, daß sie nicht zu der Gesellschaft gehörte. Sie gab sich einen fremden Namen, und segelte glücklich mit dem Schiffe nach Samos.

Perianders Zorn wurde noch flammender

als er Melissens Flucht erfuhr. Er ließ seine Tochter in Korinth und in der umliegenden Gegend aufsuchen. Zwischen den Klippen des Isthmus fand man endlich den Leichnam eines Mädchens, den einer von Perianders Sklaven für Melissens Körper erkannte. Man bedeckte ihn mit Erde, und brachte dem Vater die traurige Nachricht. „Nun denn!“ rief Periander hohnlachend dem alten Medon zu, und hob drohend die Rechte empor: „das sind deine segnende Götter! Die Grausamen!“

Du klagst die Götter an? erwiederte Medon ruhig. Verkehrter Mensch! Warum tödteten die Korcyräer deinen Sohn? Weil sie vor deiner Grausamkeit zitterten. Warum floh Melissa? Weil du sie zwingen wolltest, ihre Hand einem Bösewicht zu geben. Willst du noch nicht einsehen, wohin deine Grausamkeit, dein Stolz, deine Herrschsucht, wohin die Rache dich führt?“

„Nach Korcyra führt sie mich!“ rief Periander wild. „Ich habe noch einen Sohn!“ Er eilte in den Hafen, und segelte mit seiner zahlreichen Flotte ab. Ein bleiches Entsetzen ergriff die Korcyräer, als sie ihn an der Spitze seines Heeres aussteigen sahen. Jetzt legte noch ein leicht segelndes Schiff an, und ein Bote brachte ihm die Nachricht, daß die Korinther seinen zurückgebliebenen Sohn getödtet hätten. Diese Nachricht empfieng der harte Periander mit Thrä-

nen. Er verhüllte sein Haupt, und blieb lange so stehen. Seine Herrschaft, das fühlte er, sank nun hin, doch nicht sein Zorn. „Kinderlos!“ rief er mit schrecklichem Lachen. Noch einmal fiel ein scharfer Schmerz mit unaussprechlicher Gewalt ihn an. „Ich kann mich rächen!“ rief er nun, und sah kühn mit befriedigten Blicken um sich her. „Kinderlos!“ rief er noch einmal. Er gab seinem Heere Befehl sich zu vertheilen.

Am Abend brachten die Krieger die Söhne von dreyhundert der ersten Familien in Korcyra gebunden vor Perianders Zelt: Jünglinge und zarte Knaben. Die Väter, die Mütter, die Schwestern, die Bräute der Gebundenen stürzten sich verzweifelnd vor ihm in den Staub, und fleheten um das Leben der Unschuldigen. Die Jünglinge und Knaben erhoben die gefesselten Hände, und ein lautes Wehklagen tönte gen Himmel. Selbst die rauhesten Krieger foderten mit gerührten Blicken von Periander Mitleiden; nur ein Jüngling flehte nicht: er sah ruhig zu Boden, oder betrachtete mit stillen Blicken seine Fesseln, und die gezückten Schwerter in den Händen der Krieger rings um sich her.

Es war Agathon, Melissens Geliebter. Er hatte Nachricht von dem Tode des Mädchens erhalten, und nun war es sein einziger Wunsch, zu sterben. Ruhig wartete er auf Perianders Wink. Doch Periander winkte nicht, mit töd-

tenden Blicken sah er in dem Kreise der Unglücklichen umher, und rief endlich mit spottenden Tone: „sie sollen leben! Ich schwöre es bey den Göttern, sie sollen leben!“ Es erhob sich ein Freudengeschrey. „Jauchzet nicht!“ rief er bitter; „Periander ist kinderlos! ihr sollt nicht jauchzen, wenn ich weine. Führt sie auf die Schiffe! Sie sollen leben, aber ohne die Hoffnung, ohne die Möglichkeit, je Väter zu werden. Du, Polikrates, segelst mit ihnen nach Sardes zu dem Könige Alyattes, und haftest mit deinem Leben dafür, daß sie als Eunuchen zurückkommen. Fort in die Schiffe!“ Nun erhob sich ein lautes Jammern. Die Eltern schlangen sich um ihre unglücklichen Söhne, die Bräute um ihre Geliebten. Periander befahl, und seine wilden Söldlinge rissen die Knaben und Jünglinge weg, und schleppten sie auf die Schiffe. Die Anker wurden gelichtet, und die trostlosen Eltern blieben wehklagend auf dem öden Strande.

Periander kehrte nach Korinth zurück, und Polikrates, der grausame unmenschliche Freund des Königs, segelte nach Asien, den harten Befehl zu vollziehen. Das Meer war ruhig; ein frischer Westwind schwellte die Segel, und schien das Verhängniß der Gefangenen zu beschleunigen. Schon lagen die Cykladen hinter ihnen, schon zeigte sich in heller Morgenferne die Küste von Lydien, und der leuchtende Dianen-Tempel zu Ephesus wurde sichtbar. Die Gefangenen schauderten

bey dem Freudengeschrey der Matrosen, das die Küste Asiens begrüßte. „Bey den Göttern!“ sagte Agathon, „ich betrete den Boden der Schande nicht!“ Da kräuselten sich die Wellen; es erhob sich ein Nordost. Dunkle Wolken bedeckten Chios, und die Wellen stiegen höher. Ein Sturm, der plötzlich hereinbrach, trieb das Schiff nach Süden. Endlich riefen die Matrosen: Land! Alles arbeitete, das Schiff von den Klippen der Küste zu entfernen. Der Sturm war zu mächtig; er schleuderte es über die Brandung ans Ufer. Ein Mast war zerbrochen, die Segel zerissen; nur mit Mühe wurde das Schiff in eine sichere Bucht gesteuert. Alles stieg erfreut an das rettende Ufer, und man erkannte Samos.

Die Zelte wurden ausgeschifft und bedeckten den einsamen Strand. Rings um die Gefangenen her stellte Polykrates Wachen, daß nicht Einer entrinnen konnte. Dann opferte er in Dianens Tempel, der nahe am Ufer stand. Agathon gieng, verloren in den Gedanken des Todes, die Blicke zur Erde gewendet, langsam in ein kleines dichtes Gebüsch. „Agathon!“ rief eine fröhliche Stimme, und er fühlte sich umfaßt. Als er aufsah, stand — o Entzücken! — Melissa, die todt geglaubte Melissa, ihr Haar um das bleiche Gesicht gelockt, in einem langen weißen Gewande vor ihm. Bist du es wirklich, Melissa? fragte er, so wie er sich von seinem Erstaunen er-

holte. Dein Leichnam lag zwischen Klippen. O ihr Götter, Melissa! bist du's? Theuerste, Geliebte, lebst du? hier, hier? Ich sehe dich noch? Ich sehe dich noch, ehe... O, ich unglücklichster aller Menschen! — „Nun nicht mehr unglücklich!“ rief Melissa, und umschlang ihn inniger. Ihr Entzücken machte ihn noch trauriger, ihre Freude rief Thränen aus seinen Augen. „Aber was ist dir, mein Agathon?“ fragte sie endlich. Er legte sein Haupt an ihre Brust und schwieg. Entzückender, schrecklicher Augenblick! sagte er dann. Ja, ich bin glücklich, Melissa; denn ich kann in deinen Armen sterben. — Sterben, Agathon? jetzt, da die Götter uns einander wiedergeben? Agathon erzählte Melissen sein unglückliches Schicksal. Hier, — so schloß er — hier, in deinen Armen laß mich sterben! Melissa wurde noch bleicher. „O Vater! Vater! jammerte sie. Da erscholl die Trompete. Hörst du? rief er. Die Schande ruft. Wir sollen fort. Melissa! Er reichte ihr mit einem bittenden Blicke einen Dolch, den sie an der Seite trug. Da rief die Trompete aufs neue die Gefangenen zu den Schiffen. „Nein,“ sagte Melissa auf einmal entschlossen: du sollst nicht sterben! Auf, Agathon! flieh mit allen Gefangenen in den Tempel Dianens am Ufer! Faßt ihre Bildsäule! Es ist das heiligste Recht dieses Tempels, daß niemand, der die Bildsäule berührt

hat,

hat, daraus weggerissen werden darf. Auf! Agathon! schnell! Ich eile, die Samier, die umher wohnen, zu rufen." Sie umarmte ihn, und flog durch das Gebüsch über den Hügel hinweg zu der Stadt.

Agathon kehrte an die Küste zurück, wo die Gefangenen sich schon sammelten. „Folgt mir alle!" sagte er leise zu ihnen; ich will euch retten. Thut, was ihr mich thun seht!" — Er gieng vor ihnen her, und führte sie dem Tempel näher. „Auf! in den Tempel!" rief er jetzt laut: „berührt die Göttin!" Da stürzten die Jünglinge und Knaben durch die Säulen zu dem Altar, und drängten sich alle zu der Bildsäule Dianens.

Die Krieger von Korinth sahen dies befremdet an. Zu Schiffe! riefen sie den Gefangenen zu. — „Wir gehen nicht," sagte Agathon mit Würde: „Wir sind in dem Schutze der grossen Göttin." Zwey Krieger sprangen die Stufen hinan, Agathon wegzureissen. Doch der Oberpriester trat vor, und rief, zurück! oder ihr seyd verloren! Die Krieger standen erwartend da. Wer seyd ihr? fragte der Priester die Knaben und Jünglinge. — „Gefangene" antwortete Agathon, „die den Schutz der Göttin gewählt haben."Nun trat der Priester auf die Stufen des Tempels, und sagte zu Polykrates, der sich genähert hatte: sie sind frey, so lange sie im Umfange des Tempels bleiben. Wagt es nicht, sie zu berüh-

ren; oder Tod und Verderben wird euer Loos seyn. Mit Schrecken wichen die Korinther zurück. Der Priester sprach nun laut und feyerlich Verwünschungen aus über jeden, der es wagen würde, Dianens Geweihte ergreifen zu wollen.

Polykrates umgab den Tempel mit seinen Kriegern. Der Hunger, sagte er, wird sie bald zwingen, ihre Freystätte zu verlassen. Aber die Liebe war mächtiger als die Grausamkeit. Am folgenden Morgen kamen aus dem Gebüsch auf der Höhe zwey singende Chöre von Mädchen und Jünglingen herab. Melissa war an der Spitze der Mädchen. Sie hatte den Samiern das Schicksal der Gefangenen erzählt. Die Liebe beseelte ihre Worte, ihre Bitten, daß sie die Herzen der Samier rührte; aber Niemand wollte Perianders Zorn auf sich laden. Da gab ihr die Liebe eine List ein. In Opfergewänder gekleidet, die Haare mit Blumen durchflochten, Körbe mit Sesam und Honig auf den Köpfen, Opfergefässe mit Milch in den Händen, nährten sich die Jünglinge und Mädchen dem Tempel. Welch ein Fest feyert ihr? fragte Polykrates ahnend. „Das Fest der rettenden Liebe!“ antwortete Melissa und beyde Chöre traten in die Halle des Tempels. Agathon erkannte Melissen, und errieth ihre Absicht. Auf! rief er seinen Freunden zu. Er entriß Melissen die Lebensmittel; und alle seine Gefährten raubten den Samischen Jüng-

linge und Jungfrauen die Körbe, die Opfergefässe. Weh! weh! riefen die Samier, und flohen zurück.

Am folgenden Morgen begann das Fest aufs neue, und hatte dasselbe Ende. Wie lange, fragte Polykrates, feyert ihr denn dieses Fest? — Melissa antwortete: „so lange die Schützlinge der Göttin uns das Opfer rauben.“ Nun sah Polikrates, daß es vergeblich wäre seine Gefangenen zu bewachen. Er schiffte sich wieder ein, und die Unglücklichen waren befreyet. Mit dankbarer Wehmuth sanken sie Melissen zu Füssen, und nannten sie ihre Retterin. Die Samier weiheten Dianen ein jährliches Fest, das Fest der geretteten Liebe, und sendeten die Korcyräer heimlich wieder nach ihrem Vaterlande zurück. Nur Agathon blieb. Samos schenkte ihm das Bürgerrecht, und Melissa gab ihm ihre Hand. Er wohnte mit ihr in dem Gebüsche nahe am Strande, wo er sie zuerst wiedergesehen hatte, und kaufte die umliegenden Aecker. In ruhiger Stille lebte er mit seiner Gattin in einer bequemen, rings von hohen Fruchtbäumen beschatteten Hütte, und theilte seine Tage in Genuß und Arbeit. Melissa gab ihm einen Sohn; und nun wohnte die schönste Freude der Menschheit in den Herzen der Liebenden. Sie vergassen Korinth, Periandern, und seine Grausamkeit.

Periander lebte zu Korinth mitten un-

ter Furcht, Gram und Sorgen. Kinderlos, ohne Freund, sah er, daß sein Thron nach und nach dahin sank, und daß nur seine spähende Grausamkeit ihn noch hielt. Korcyra war seiner Rache entgangen, Samos hatte ihn darum betrogen; und er mußte es ertragen, weil er Korinth nicht verlassen durfte. Jetzt, nur von seiner Leibwache umgeben, deren Treue er erkaufen mußte, von Niemanden, der ihn liebte, (er hatte keine Freunde, den alten Medon ausgenommen) — jetzt fieng er erst an, das Bedürfniß der Liebe zu fühlen.

Oft nahm er das Diadem aus seinem Haare, betrachtete es, und rief: „o Band, Band, was kostest du mir! Wohin soll ich fliehen! Ich bin verdammt zu herrschen, so lange ich lebe, zu hassen, so lange ich fühle: denn welche Stadt in Griechenland wird den Tyrannen Periander aufnehmen! Wo ist der Mensch, der mich nicht den Korinthern ausliefern würde! O, wie sehr sprach Medon wahr! Meine Grausamkeit hat mir die ganze Erde verschlossen.“

So dachte er oft, und in dieser besseren Stimmung wollte er zuweilen noch jetzt nach Liebe streben. Er war sanfter, gütiger gegen seine Sklaven; doch sie zitterten nur desto mehr vor ihm: sie fürchteten, seine eigene Güte möchte seinen Stolz beleidigen. Seine Schätze lagen auf einem segelfertigen Schiffe, daß er in jedem Augenblick

entfliehen könnte. So lebte er ein Jahr, immer bereit zur Flucht, immer von Bildern des Todes umringt. Endlich brach die lange zurückgehaltene Empörung hervor, als Periander eben im Hafen war. Ein Theil seiner Leibwache schlug sich zu dem Volke, das sich Waffen erobert hatte, Schon brannte seine Burg; da sammelte er seine getreuesten Söldner, und bestieg sein Schiff mit Schätzen. Er drohete den Korinthern, mit neugeworbenen Soldtruppen zurückzukommen, segelte ab, und nahm den Weg nach Asien, um ein Heer zu werben. Seine Krieger erheiterte er durch grosse Versprechungen.

Nahe an der Küste von Asien, unweit Samos (der Anblick erinnerte ihn an den Tod seines Sohnes, und an seine vereitelte Rache,) sah er mit finstern Blicken Polykrates an. „Dort liegt Samos," sagte er, mit dem alten Tone des Heerschers. „Nie vergeb' ich es dir, Polykrates, daß du mich so um meine Rache betrogst." Der Tod seiner Kinder fiel in diesem Augenblicke wieder schwer auf sein Herz. Sein Blick war kalt, und drohend.

In der Nacht stürzten Polykrates und einige seiner Freunde an Perianders Lager, und wanden ein Tuch um seinen Mund. Dann hoben sie ihn auf und trugen ihn auf das Verdeck. Wir wollen nicht länger zittern, Tyrann! sagte Polykrates; und man stürzte ihn in die Fluth.

Das Meer war ruhig. Periander schwamm mit angestrengten Kräften auf ein Feuer zu, das er in der Fern erblickte. Er erreichte den Fischernachen, auf dem es war, und wurde aufgenommen. Die Fischer ruderten, nach einem reichlichen Fange, gegen Morgen an das Land zurück, und setzten Periander aus. Da stand nun der stolze Beherrscher von Korinth, halbnackt, hilflos in einem fremden Lande — auf Samos.

Er gieng vorwärts, um eine gastfreye Hütte zu finden. Auf einem Weizenfelde war Agathon mit seinen Arbeitern. Sobald er den Fremden erblickte, lief er auf ihn zu, und fragte wer bist du armer Mann? — Periander wagte es nicht, seinen Namen zu nennen: Er antwortete: „Ein Kaufmann aus Athen. Meine Matrosen haben mich ins Meer geworfen, um sich meiner Schätze zu bemächtigen.“ Agathon erkannte ihn nicht; denn Kummer, Sorge und Schmerz hatten Perianders Gesicht entstellt: die volle, rothe Wange war mager und bleich, das wilde, trotzige Auge sanft und bittend geworden. Es wurde sogleich ein Mantel für den Fremden geholt, und dann brachte man ihm zu essen. Gegen Mittag, als er sich erholt hatte, führte Agathon ihn zu seiner Hütte.

Als Periander sich dem Gebüsche näherte, trat Melissa, mit ihrem Sohne an der Brust, hervor, den geliebten Mann zu empfangen, und

warf sich in seine Arme. O meine geliebte Tyche! rief Agathon, (so nannte er Melissen jetzt.) Periander heftete staunende Blicke auf das junge Weib; es war ihm, als sähe er seine Tochter Melissa. Trauernd, schweigend, gieng er neben ihr her. So oft sie redete, drang der bekannte Ton ihrer Stimme in sein Herz: aber seine Tochter war ja todt, und dieses junge Weib hieß ja Tyche.

Man setzte sich endlich znm einfachen Mahle. Periander bewunderte noch immer ohne zu reden, die ruhige Liebe, das herzliche Vertrauen, und das hohe Glück des zärtlichen Paares. Am Ende der Mahlzeit nahm Melissa den Becher, und sagte: mögen die Götter meinem Vater Ruhe geben! Sie betrachtete dabey den Greis, über dessen bewunderungswürdige Aehnlichkeit mit ihrem Vater sie erstaunt war. Mit Thränen in den Augen sagte sie dann: Agathon, ich liebe ihn noch immer, meinen alten, unglücklichen Vater! Ach, wenn er wüßte, welch ein Glück die Liebe, die Verborgenheit giebt; er würde ... Sie schwieg, „Und wer ist dein Vater?“ fragte der Greis mit Zittern.

Melissa sprang bey dem ersten Tone auf, sah den Alten an, bebte, und hob die Arme auf, ihm entgegen. Agathon, rief sie: welche Töne! — „Wie heißest du?“ fragte Periander, immer stärker erbebend. — Melissa! — Der

Greis sprang auf. „O ihr Götter, ich bin der unglückliche Periander!“ Vater und Tochter hielten sich lange sprachlos umarmt; dann erzählten sie einander ihre Begebenheiten. Errötheno, zum erstenmale mit Reue, hörte Periander von sich reden; zum erstenmale fühlt er jetzt das Glück der Liebe, des Vertrauens, der Güte. Er hatte schon einige Tage in Agathons Hütte gelebt, als das Gerücht den Tod des Tyrannen Periander verkündigte. Diese Nachricht hörte er lächelnd. Er umarmte seine Tochter, und sagte: „Periander ist todt. Ich heiße nicht länger so und bin ein schwacher Greis, der erst einen Schritt weit vom Grab noch leben lernt.“

Er lernte Leben. Das häusliche Glück seiner Kinder, ihre Ehrerbietung gegen ihn, ihre vertrauungsvolle Liebe machten sein Herz mit jedem Tage sanfter. Er war Aufseher über Agathons Sklaven, und behandelte sie menschlicher, als sonst die edelsten Korinther. Abends, im letzten Schimmer der sinkenden Sonne, spielte er mit seinen Enkeln, und Niemand, der ihn, umringt von den Kindern, das graue Haar mit Rosen bekränzt, gesehen hätte, würde geglaubt haben, dies sey der Tyrann von Korinth. „Aber,“ sagte Periander; „wie viel hat es mir auch gekostet, ehe ich ein Mensch wurde, ein geliebtes Weib, zwey Söhne und einen Thron!“

Die Intrigue.

Setze dich, mein liebes Kind, sagte der Herr von Dresch mit einem kleinen Kopfneigen und einem höflichen Lächeln zu seiner Tochter. Ich gebe dir die Versicherung, liebes Lottchen, daß ich mit dir sehr zufrieden bin, selbst mit den leidenschaftlichen Zufahren, mit der Empfindsamkeit: es giebt dem Gesicht etwas interessantes; es ist gleichsam die duftende Blüthe der Jugend. Nur muß die Blüthe die hervorkommende Frucht nicht hindern wollen. Du verstehst doch, was ich mit dem Vergleiche will? fragte er sie gefällig hinten in dem Sofa wiegend.

Nein, lieber Vater, antwortete seine Tochter.

So will ich mich näher erklären, liebes Kind. Man sagt mir, du liebtest einen jungen Mann, Lottchen, den Herrn von Berg. Wirklich, Kind, ich finde das sehr natürlich. Du wurdest bey deiner Tante auf dem Lande erzogen. Du lebtest in den Ideen deiner Tante mehr als in der Welt. Du hattest Langeweile, du —

Um Vergebung, mein Vater, ich hatte nie

Langeweile, nie weniger, als eben bey meiner theuren Tante.

Darüber wirst du erst nach Jahren urtheilen können, mein Kind; jetzt lasse uns einmal annehmen, du hättest Langeweile. Da kam der Herr von Berg, ein junger, hübscher Mann, voll Talente, mit Eigenschaften, wie sie fast alle junge Mädchen lieben. Er sieht dich, er liebt dich, du ihn; da ist in der That nichts zu verwundern. Es würde mich Wunder nehmen, wenns unter deinen Umständen anders gewesen wäre. Sieh, so oder auf eine ähnliche Weise giengs zu, mein Kind. Nicht?

Ja, mein Vater, ich liebe ihn: er ist ein edler Mann.

Darüber ist kein Streit; liebes Kind. Das sagen sogar seine Feinde von ihm. Auch find ich deine Liebe natürlich. Nun aber wirst du doch der Erfahrung deines Vaters zutrauen, daß er weiß, was zu dem Leben in der Welt gehört, es besser weiß als du?

Er schlug einen fragenden, scharfen, listigen Blick auf seine Tochter. Es fehlt dir nicht an Geist, fuhr er fort, um seine Anmassung zu mildern, die ihm in den Worten zu liegen schien; aber Menschenkenntniß, Weltkenntniß, mein liebes Lottchen, erhält man erst in der Welt, unter den Menschen selbst. Sieh, auf dem Lande, in der Einsamkeit glaubt man mit seinem Herzen überall ausreichen zu können; hier aber auf dem schlüpfrigen Boden

der grossen Welt, des Hofs, liebes Kind, hier bedarf man des allerkältesten Nachdenkens, der allerruhigsten Besonnenheit, fortzukommen. Und eben darum —

Darum, liebster Vater, sollten sie mich auf dem Lande lassen, für das ich erzogen bin. Ich liebe die grosse Welt nicht.

Der Vater verbeugte sich ein wenig. Das begreife ich, sagte er lächelnd. Auch tadle ich das nicht; nur wenn du glaubtest, du würdest das Leben in der Welt niemals lieben, weil du es jetzt nicht liebst, so wäre das eine Inkonsequenz, die ich diesen dunkeln Augen zu Gute halte. Daß junge Leute die grosse Welt nicht lieben, ist selten etwas mehr als das Gefühl ihrer Unbeholfenheit darinn. Wer sich zu nehmen weiß, hat sie immer noch lieben gelernt, und dir, Lottchen, prophezeihe ich, du wirst hier bald fester stehen wie deine Schwester, sobald du willst. Das ist kein kleines Kompliment, was ich dir mache, setzte er hinzu, da seine Tochter nicht einmal darüber lächelte.

Als Unterhaltung auf dem Lande, fuhr er nach einer Pause fort, habe ich also nichts gegen deine Liebe gehabt. Aber hier, liebes Kind, muß ich dich bitten, diese Liebe abzubrechen. Es wird dir Mühe machen, das weis ich. Aber versteh mich nicht unrecht, Lottchen, ich fodere nicht, daß du gewaltsam brechen sollst. Berg besucht uns. Du siehst, ich zeichne ihn sogar aus, um dir gefällig zu

seyn, und so bitte ich dich um die Gefälligkeit, den Umgang mit ihm nach und nach abzukälten, bis er von selbst einschläft.

Thränen stahlen sich bey diesen Worten aus des Mädchens Augen. Ach mein Vater, glauben Sie denn, sagte sie schmerzlich, daß die Liebe sich ablegen läßt, wie ein Handschuh?

So schnell nicht, antwortete der Vater aufrichtig und ernstlich; aber wie ein Kleid, wie ein ganzer Anzug, nach und nach. Man zieht hier eine Nadel heraus, dort bindet man ein Band auf, und so gehts. Ich bitte dich, Lottchen, schlage mir die kleine Gefälligkeit nicht ab. Deine Bestimmung ist am Hofe zu leben, durch eine Heurath dein Glück zu machen. Der Herr von Berg ist arm, und meine Güter, weißt du, erhält dein Bruder. Du siehst, es ist unmöglich, und Unmöglichkeiten muß kein Mensch wollen. Jetzt laß dich anziehen. Wir fahren zur Cour.

Sie wollte noch etwas sagen; aber ihr Vater stand auf, verbeugte sich, schellte, und das Mädchen gieng mit einem schweren Herzen in ihr Putzzimmer, sich ankleiden zu lassen.

Das arme Mädchen fand in ihres Vaters Hause keinen Menschen, an dessen Busen sie ihre Thränen weinen konnte, nicht einmal einen, der ihre Thränen gegen den Spott sicherte. Sie hatte ihre Jugend bey ihrer Tante auf dem Lande erlebt. Ihre Tante war eine vortreflich Frau, welche in

der grossen Welt nur geistreicher, nicht kalt geworden war; die Einsamkeit, die Natur, eine ausgesuchte Bibliothek, ein kleiner Zirkel von fühlenden Menschen hatten Lottchens Herzen Stärke, und Tugend, ihrem Geiste eine gerade Bildung, und ihren Sitten eine einfache, feine Politur gegeben. Hier hatte sie den Herrn von Berg, den Besitzer eines kleinen Gütchens, kennen gelernt. Er war ein edler, junger Mann, der die Tante ungemein schätzte. Er liebte das Fräulein von Dresch lange, ohne je seine Liebe zu verrathen. Das Fräulein merkte sie allein. Sie sah die Kraft, die er anwendete, zu schweigen; und dieses Opfer, das er ihr brachte, überwältigte vielleicht mehr ihr Herz, als es ein Geständniß seiner Liebe gethan haben würde. Lottchen war die muthmasliche Erbin ihrer reichen Tante, und Berg war arm. Das hielt ihn zurück. Nach mannigfaltigen Versuchen Herr seiner Liebe zu werden, hielt er es für nöthig, den Umgang mit Lottchen zu vermeiden, weil er auf einem Spaziergange mit ihr beynahe sein Geheimniß verrathen hätte. Er machte nach und nach seine Besuche seltener, und zuletzt kam er nur auf eine Stunde etwan, und immer nach langer Zeit. Die Tante fand das unangenehm. Sie redete darüber mit ihrer Nichte. Sie wollte die Entschuldigung in seiner Seltenheit nicht glauben; sie nannte ihn wetterwendisch. Die Nichte vertheidigte ihn mit Eifer. Es entfuhr ihr in der Vertheidigung eine

Wendung, auf welche die Tante ihre Nichte lächelnd betrachtete, das Gespräch abbrach, und nach einiger Zeit vermehrten sich die Besuche des Herrn von Berg wieder. Er wurde heiter, dreister. Er bewarb sich jetzt um Lottchens Vertrauen, um ihre Freundschaft. Die Tante hatte nichts dagegen. Sie zeigte ihrer Nichte ihren Beyfall gegen Bergs Freundschaft, sie zeigte ihr die hellste Aussicht der Hoffnung. Die Tante war Herr über die Hand ihrer Erbin. Lottchen gestützt auf den Beyfall der Tante, folgte dem schönen Zuge ihres Herzens. Berg erklärte mit Erlaubnis der Tante Lottchen seine Liebe. Die reizende Verwirrung, in die das Mädchen gerieth, ein leiser Händedruck, ein zärtlicher Blick, und endlich ein leises von ihren Lippen hervorgehauchtes Ja zeigte ihm ihre Liebe.

Sie waren glücklich. Da starb die Tante schnell am Schlage. Ein Testament war nicht da. Das Vermögen wurde getheilt, und Lottchen zog von dem glücklichen Lande zu ihrem Vater in die Stadt. Welch ein Unterschied zwischen dem weichen Teppich der Wiese und dem bunten in ihres Vaters Sälen, zwischen dem schimmernden Morgen- und Abendroth, und den blitzenden Kronleuchtern, zwischen dem erheiternden Leben, dem Schlüpfen, Sumsen, Fliegen, Tanzen, Zwitschern der tausend lebendigen Wesen am Busen der Natur, und dem lästigen Gedränge, dem Verläumden in ihres Vaters Gesellschaften, Konzerten und Bällen. Welch

ein Unterschied zwischen der vertrauenvollen Liebe ihrer Tante, ihrer Freunde, und der kalten, immer intriguirenden Höflichkeit ihres Vaters und ihrer Geschwister!

Lottchen hatte an die Liebe ihres Vaters und ihrer Geschwister geglaubt; denn acht Tage lang, so lange lebten Dreschs jeden Frühling bey der Tante und Lottchen, konnte die zarte Höflichkeit, die anmaßungslose Gefälligkeit der Familie, die warme Gestalt der Liebe tragen. Aber mit dem ersten Schritte in das väterliche Haus sah auch Lottchen, daß es nur die Gestalt der Liebe war, die sie empfieng. Ihre Verwandten zitterten vor dem rohen Landmädchen, und den ersten Augenblick, da Lottchen schluchzend vor Schmerz über den Verlust der Tante, den der Anblick ihrer Verwandten, denen sie noch nicht geklagt hatte, wieder erneuerte, sich ihrem Vater um den Hals warf, in diesem Augenblicke gab der Vater ihr einige Regeln über ihr Benehmen gegen die Welt, und anstatt das betrübte Mädchen an seine Brust zu nehmen, übergab er sie einer Kammerjungfer zum Frisiren. Liebes Kind, sagte er, ich habe Mitleiden mit dir; allein Klagen um den Verlust einer geliebten Person werden jedem Fremden leicht langweilig. Die erste Regel der Menschlichkeit ist, nie lästig zu werden. Lottchens Thränen blieben in ihrem Herzen stehen. Ihre Schwester führte sie in ihr Zimmer.

Sey mir tausendmal willkommen, liebste Schwester, sagte sie dem betrübten Mädchen, und drückte sie heiß in ihre Arme. Lottchen erwiederte die Umarmung mit einem Herzen das sich ganz hingiebt. Nicht Thränen der Betrübniß, Thränen der Zärtlichkeit, der Freude, daß ihre Schwester sie zärtlicher aufnahm als der Vater, benetzten ihre Augen. O wie will ich dich lieben, Henriette! rief sie, und sie warf sich an die Brust Henriettens. Henriette fieng kalt an, von ihren Gesellschaften zu reden, und bat sie, sich anziehen zu lassen.

Gegen Abend kam der Bruder. Er sagte Lottchen einige sehr artige Worte über ihre Gestalt, witzelte sehr bitter über Henriette und verschwand. Liebt er dich nicht? fragte Lottchen. Recht sehr; wir sind sehr gute Freunde. — Aber seine Anmerkungen über dich? — Ja! ha! ha! liebes Kind. Er ist ein satyrischer Kopf. Er verschont sogar seinen Vater nicht, wenn er in Laune ist. Das hat nichts auf sich. Er wird auch dich nicht verschonen. Ich wollte, ich könnte ihm dies Talent ablernen. Man betet ihn an; denn wahrhaftig nichts, nichts, und wäre es das ehrwürdigste in der Welt, ist vor seiner Zunge sicher. Das war die Unterhaltung des ersten Tages.

Am andern Morgen wurden Karten abgegeben. Vorzeiten, sagte der Bruder, wie er die Karten beschrieb, mußte man sein Herz theilen, oder sein Vermögen um Freunde zu haben; jetzt, man hat

sichs

sichs bequemer gemacht, läßt man für einen Thaler Freundschaften von dem Kartenmacher holen, macht ein paar Pferde müde, und wie Fürsten sich durch einen Ambassadeur verheurathen, schließen wir auch unsere Freundschaften durch einen Ambassadeur, durch den Bedienten, der die Symbole der Freundschaften abgiebt, und das finde ich weise und tugendhaft. Denn ist es eine Kunst der Freund dessen zu seyn, der sein Vermögen mit mir theilt? Wahrhaftig nicht, ob ich gleich zugebe, daß das eine grosse Kunst ist, sein Vermögen wegzugeben. Wir aus der feinen Welt sind weit tugendhafter, weit uneigennütziger; wir schenken unsere Freundschaft dem Menschen, sogar ohne ihn zu sehen, wenn er nur eine Karte giebt. Man könnte sagen, dies wäre das Jahrhundert des Papiers oder der Tugend: was ganz einerley ist. Unsere Tugend steht auf Papier, recht deutlich gedruckt und Kupfer dazu, unsere Freundschaft besteht in Karten, etwas dickerem Papier; der Himmel mag wissen warum; ob unsere Freundschaft oder unsere Tugend sich leichter durchgreifen läßt? So ists dahin gekommen, daß unsere Tugenden und unsere Freundschaften auf den Toilettischen liegen, zwischen Schminkbüchsen und Puderschachteln, und man sollte jedem Todten ein Dutzend Romane und ein Paar hundert Freundschaftskarten in den Sarg mit einpacken, damit er sie als Einlaßzettel gebrauchen könnte beym heiligen Petrus.

Henriette lachte hier laut auf. Lottchen fand mit Betrübniß, daß er nicht Unrecht hatte. Er fuhr fort, Papiergeld, Papieradel, Papiertugend und Freundschaft, in der That, man hat dafür gesorgt, daß der Mensch demüthig bleibt, weil alles das aus Lumpen erwächst.

Seine edle Schwester fand in diesem satyrischen Ausfall sogar einen Grund ihn zu achten; ach, sie wußte nicht, daß man über Dinge spotten kann, ohne sie lächerlich zu finden. Hat er denn nicht Recht? fragte Sie ihre Schwester. Denn die Einsamkeit, das Landleben — Henriette lachte noch lauter. Die Einsamkeit fuhr er komisch feyerlich fort: ist die Mutter der Tugenden. Man verläumdet nicht, wenn man allein ist, man zankt nicht, man intriguirt nicht, und es wäre gut für unsere Tugenden, wenn das Schicksal jedem Menschen eine kleine Insel angewiesen hätte, wo er lebte wie ein Robinson. Und das Beste, was sich vom Landleben sagen läßt, ist das: dort entstehen die Tugenden gerade daraus, woraus hier die Laster entstehen, aus langer Weile; so wie der Dünger hier nichts macht als Gestank, und auf dem Lande Seegen und Erndten. Siehst du, rief Henriette: laß ihn nur aufs Land kommen! Warum? rief er: was hast du? wenn ich acht Tage bey der Tante war, bin ich nicht eben so beschäftigt gewesen wie hier? Hier laufe ich an eine Toilette, und sehe zu, wenn ein nächtliches

Gesicht roth auflegt: da sah ichs im Grossen, wenn der Himmel sein Morgenroth auflegte. Ich bin so gut die Alleen mit auf und niedergegangen, wie Lottchen selbst, und ich habe mich nicht einmal über die Mückenstiche beklagt. Was thue ich hier anders? ich laufe die Alleen des freyen Lebens hier auf und ab, trage die Mückenstiche der Medisance hier und da, und wir thun mit unsern Geschäften gerade so gros, wie Lottchen mit ihren Boskets, Schatten, Morgen- und Abendroth, der Musik der Nachtigallen und der Kühglocken. Ich fand auf dem Lande, was ich hier verlies. Eben die Etikette, die wir hier bey einer Kour beobachten, fand ich dort wieder, wenn wir zur Kour beym Abendroth giengen. Die Tante war die Oberhofmeisterin, und ich hätte keinem rathen wollen, daß er gelacht hätte. Ein wenig langweilig ist beydes; aber daran ist weder das Abendroth noch der Fürst schuld. Es kommt alles auf die Gewohnheit an, und wenn Lottchen klug ist, so findet sie hier wieder, was sie beweint, einen Saal voll Sterne, Landschaften an den Wänden, und den Spaß umsonst, über das alles lachen zu können. Hier sind deine Karten, mein Kind: Fahr hin! sagte der alte Galotti zu Emilien, ich sage dasselbe! fahr hin! damit das Ding endigt wie eine Tragödie.

Lottchen schwieg und fuhr, sich anzukündigen, und von diesem Augenblick wurde sie von dem Wir-

bel der Gesellschaften fortgerissen, ohne irgend einen Theil daran zu nehmen. Sie nahm sich besser, als ihre Verwandten vermuthet hatten, eben weil sie gar keinen Theil daran nahm. Du bist ein Genie, liebes Lottchen, sagte der Vater nach einigen Tagen über Tisch. Diese Leichtigkeit des Anstandes hätte ich dir nicht zugetraut. Entweder ihr Landmädchen seyd blöde, oder anmassend. Du aber warst beydes nicht.

Sie war, sagte der Bruder ernst, was man seyn muß, unbedeutend, was wir alle sind. Genie war es nicht, lieber Vater, wenn Sie erlauben; denn ein Genie paßt überall hin, nur nicht in den Zirkel, weil es sogar die Unbedeutenheit übertreiben würde. Lottchen nahm sich gut, das ist wahr; man nimmt sich nie besser, leichter und feiner, als wenn man bey Leuten ist, die man nicht achtet. —

Meynst du, mein Sohn, fragte der Vater scharf: daß dies Lottchens Fall gewesen ist?

Behüte mich der Himmel, antwortete er: Sie haben mich nicht endigen lassen. Ich wollte sagen: man ist nie freyer als bey Menschen, die man nicht achtet; da das nun Lottchens Fall nicht seyn kann, so begreife ich nicht, wie sie zu dieser Leichtigkeit ihres Anstandes gekommen ist, eine Tugend, deren Werth der Moralist nur darum nicht achtet, weil er sie selbst nicht hat.

Mir scheints, daß seit einiger Zeit deine Sa-

tyren nicht mehr die Originalität haben, als sonst, mein Sohn.

Wenigstens, mein Vater, gebe ich mir alle ersinnliche Mühe darum, meine Satyren, wie Sie sie zu nennen belieben, unbedeutend zu machen, und um auf das vorige Gespräch zu kommen: Lottchen hat den Charakter, der in der grossen Welt gilt, wohl gefaßt: Unbedeutenheit.

So war der Ton zwischen Vater und Sohn. Der Sohn satyrisirte ewig über den Hof, und dennoch liebte er ihn. Er kannte die Laster, ohne sie zu hassen. Die Menschen waren ihm verächtlich; denn er war ein guter Kopf, und er hatte ein böses Herz.

Unter diesen Menschen konnte Lottchen sich nicht glücklich fühlen. Ihr Bruder unterhielt sie zwar: aber sie zitterte für ihn, wenn er sein Gift auch auf die ehrwürdigsten Gegenstände der Menschheit sprützte. In diesem Zustande einer kalten Bedrückung ihres Herzens wurde ihre Liebe zu dem Herrn von Berg eine hohe Leidenschaft. Alle ihre Gefühle zogen sich in diesen einzigen Punkt ihres Herzens zurück. Sie sah ihren Geliebten als ihren Befreyer von ihrem Elend an. Dieser Gedanke gab ihr auch den Muth, ihre Lage zu tragen. Da erschien Berg in der Stadt. Er ließ sich bey dem Herrn von Dresch melden, und wurde angenommen. Die Familie ahndete doch etwas von Bergs Absichten auf Lottchen. Wie er sich

melden ließ, warf der Vater einen seiner lächelnden Blicke auf Lottchen, den sie ganz falsch als ein gutes Vorbedeutungszeichen auslegte, weil sie nicht wußte, daß ein solches Lächeln bey ihrem Vater fast immer Nein bedeute. Man empfieng ihn ausgezeichnet höflich, und bestimmt, was das arme Mädchen mit schönen Hoffnungen erfüllte, als den Freund Lottchens.

Der Herr von Dresch gab dieser ersten Visite eine ganz besondere Feyerlichkeit. Man empfieng ihn im grossen Saale, man hätte den Liebling des Fürsten nicht bedeutender empfangen können. Lottchen begriff nicht, warum man den armen, unbedeutenden Mann so auszeichnen wollte, und sie hätte grosse Lust gehabt, Hoffnungen auch daraus zu ziehen, wenn ihr Bruder nicht gesagt hätte: Jahrhunderte, Jubeljahr, Jubelhochzeiten begeht man darum so feyerlich, weil sie in einem Jahrhundert nur einmal kommen: kämen sie öfter, so würde man sie in das Wohnzimmer führen.

Der Vater war bey dem Besuche feyerlich höflich, und Berg konnte nicht zehen Worte mit Lottchen reden, so dankbar war der Vater für seine Freundschaft gegen Lottchen. Berg war entschlossen gewesen, dem Vater anzukündigen, daß er seine Freundschaft mit Lottchen fortsetzen wollte; allein da er jeden Augenblick von dem Vater selbst der Bitte darum entgegen sehen konnte, so schwieg er, und der Vater kam nie zu dieser Bit-

te. Die Zeit der Visite war abgelaufen, und beym Abschiede überschüttete Dresch den jungen Mann mit einem solchen Flusse von Komplimenten, daß er nicht zu Worte kommen konnte. Lottchen, die aus ihres Bruders Anmerkungen schon vorher die Absicht ihres Vaters errieth, faßte doch endlich das Herz zu einer Unschicklichkeit. Sie sagte beym Abschiede mit bebender Stimme: wir hoffen Sie wieder zu sehen, Herr von Berg.

Das bedarf bey unserm Freunde, sagte Dresch sich tief verbeugend: doch wohl des Erinners nicht, mein Kind. Das versteht sich. Berg gieng, und der Vater fuhr freundlich fort; nur du, Lottchen, durftest allein von uns allen ihn nicht ans Wiederkommen erinnern. Und nun äusserte der Vater doch ein kleines Misfallen über Bergs Besuch, das freylich nur in ein Paar sauren Mienen bestand. Aber doch wurde Berg nun zu einem glänzenden Diner gebeten. Auch das gab Lottchen keinen Trost, denn sie hatte wieder nicht zehen Worte mit ihm reden können, so sehr wurde Berg von ihrem Vater beschäftigt. Allein Berg setzte seine Besuche fort, und der Vater konnte nicht immer gegenwärtig seyn. Auch trieb Lottchen ihren Vater durch das freye Geständniß, daß sie Bergen liebe, zu entscheidenden Schritten, die aber auch nur in der Unterredung bestanden, die wir im Anfange gegeben haben.

Lottchen anstatt ihres Vaters Rath, die Liebe

nach und nach abzubrechen, zu befolgen, gab ihr Herz noch inniger dem Manne hin, den sie liebte. Zwar nur ganz verborgen, in den Stunden, wenn sie allein war. Oeffentlich suchte sie ihrem Vater so gehorsam zu seyn, wie es ihr möglich war. Sie mußte wenigstens in der Idee ein Herz haben, an dem das ihrige schlagen konnte, an den Herzen ihrer Verwandten konnte das ihrige nichts als erstarren. Ihren Bruder hielt sie, was er war, für einen herzlosen Spötter alles Grossen und Edeln, wie des Lächerlichen und Kleinen. Er verfolgte mit seinem Witz ihre Thränen, ihre Liebe, ihre theuersten Hoffnungen, ihre schönsten Empfindungen. Die Liebe verglich er mit den Statuen der alten Götter. Auswärts ist Gold, Elfenbein, Silber, und der Charakter des Göttlichen; inwendig aber steht das häßliche Gerippe von Eisenstangen mit Werk und Lumpen ausgefüllt. Die Ewigkeit, sagte er: ist der Regenbogen, den eine glänzende Phantasie beym Unglück, dem schlechten Wetter des Lebens, um das Leben hinzieht. Bunte, hübsche Farben, die der Unwissende für wirklich hält, und so wie jedes Auge seinen eigenen Regenbogen sieht, so hat jeder Mensch seine eigene Ewigkeit. Er erkannte nichts hohes auf der Erde und im Menschen als allein seinen Witz, seine spottende Kälte. Er war Lottchen verächtlich geworden.

Ihre Schwester Henriette trieb sich, weniger

schädlich, doch immer allein in dem Kreise des Putzens und der Gesellschaften umher, und fand es höchst lächerlich, daß das Leben mehr seyn sollte als eine Gesellschaft, wo man die Pflicht hat zu glänzen. Der Vater war ein feiner Hofmann. Er fand, daß Thränen und ein kleiner Enthusiasmus dem Gesicht etwas Pikantes gäben; nur, liebes Lottchen, setzte er hinzu: muß man es wie Medizin gebrauchen, selten und nur im Falle der Noth.

Was war dem armen Mädchen bey dieser Kälte ihrer Verwandten anders übrig, als sich desto fester an das warme Herz zu schmiegen, das sie hier allein zu finden wußte? des Bruders Satyren, ihrer Schwester Lachen, des Vaters seine Bemerkungen giengen alle an dieser Liebe verloren. Bergs Besuche zu verbitten, fand der Vater zu entscheidend. Man ließ ihn kommen, überhäufte ihn mit Höflichkeiten, und Berg kam nicht einen Schritt weiter.

Das Ridiküle muß helfen, sagte der Vater lächelnd. Man fieng an, ihrer Liebe, ihrer Thränen zu spotten, die Empfindsamkeit lächerlich zu machen, und man gewann nichts, als das sich Lottchens Herz gewaltsam gegen ihre Verwandte zuschloß. Eine Schärfe legte sich in ihre Seele, die sonst so rein von allem Bittern gewesen war, und diese Schärfe äusserte sich auch durch eine Art von Trotz gegen ihre Verwandten. So hauchte

man auf diese reine Unschuld den ersten Flecken des Lasters. Sie fieng an, ihre Thränen und ihre Liebe mit allen ihren Empfindungen zu verbergen; sie suchte in den Gesellschaften den Leichtsinn, das Flatterhafte ihrer Schwester nachzuahmen. Der Vater erklärte sie für geheilt von ihrer Thorheit; aber da man auf den Hauptpunkt kam, daß sie sich dem Liebling des Fürsten, der sie auszeichnete, nähern sollte, so sagte sie trocken, das will ich nicht. Ihr Vater machte sie aufmerksam auf die glänzenden Folgen, die eine Verbindung mit diesem allmächtigen Manne für sie selbst, für ihre Familie haben würde. Sie antwortete kalt: ich kann das nicht! der Vater ließ sich sogar zum Bitten herab, ohne zu intriguiren. Er sagte: Liebes Lottchen, mache deinen Vater glücklich, du kannst es! diese Paar Worte, die, wenn er sie im Anfange gesagt hätte, Lottchen zu allem in der Welt gebracht hätten, erschütterten sie zwar auch jetzt noch; allein die Schärfe, die nun schon in ihrem Gemüthe lag, hinderte ihre volle Wirkung. Sie fühlte es zu tief, zu deutlich, daß sie sich für ihres Vaters Eitelkeit aufopfern sollte. Thränen, seit langem die ersten wieder, die jemand sah, drangen aus ihren Augen; aber sie schwieg.

Der Vater verstand eine solche Minute nicht zu nützen, ein solches Herz nicht zu behandeln. Es ist doch wahrhaftig ehrenvoller, setzte er schnell hinzu: die Gemahlin eines so bedeutenden Mannes zu wer-

den, als eines Bettlers, das Lächerliche abgerechnet, mein Kind, was in deinem Benehmen liegt. Lottchens Thränen standen, sie sagte leise; ich kann das nie! und wiederholte es noch einmal mit Festigkeit. Der Vater warf einen verachtenden Blick auf die Tochter, schüttelte den Kopf, und sagte schnell: du wirst dich besinnen.

Man zog nun einige Damen mit ins Geheimniß. Berg wurde auf das unbarmherzigste lächerlich gemacht, man spottete der Liebe des Mädchens, ihrer Empfindeley, und wie es gewöhnlich geht, wenn Menschen solche Aufträge erhalten, die nichts kosten, man gieng zu weit, um dem Herrn von Dresch seine Freundschaft zu zeigen. Die Ungerechtigkeit gegen den edlen Berg, der Spott über ihre Liebe, erbitterte Lottchen noch mehr gegen ihre Verwandten. Sie sah zu deutlich, daß man dieses Spiel angestellt hatte, um sie von Berg zu trennen, und so fand sie einen Triumph darinn, sich nicht trennen zu lassen. Wenn sie es nicht gesehen hätte, daß man sie überlisten wollte, so sorgte ihr Bruder dafür, daß sie es erfuhr. Der Gang dieser Begebenheit war ihm noch viel zu einfach. Sein Geist war immer geschäftig und rege. Da er nun gar keine ernsthaften Geschäfte zu betreiben hatte, so mischte er sich heimlich in alle Begebenheiten der Familien, die er kannte, verwirrte alles, hetzte alles gegen einander auf, um nur die Freude zu haben, alles wieder schlichten zu können. Seinem Vater mochte

er am liebsten Hindernisse in seine Plane werfen, weil sein Vater sich sehr viel auf sein savoir faire, wie er es nannte, einbildete. Der Sohn hatte denn den Triumph, daß der Vater gewöhnlich zuletzt seine Zuflucht zu ihm nehmen mußte. So wars auch hier der Fall. Der Vater wollte mit aller Gewalt den Geliebten der Tochter lächerlich haben; der Sohn widersprach, wie er immer anderer Meynung als der Vater war. Dresch blieb auf seinem Kopfe, und der Sohn verrieth es Lottchen, was man vor hatte, und nun sagte er: sehen Sie, lieber Vater, es kommt gerade, wie ich es sage. Lottchen wird erbittert, und Berg gewinnt dadurch.

Der Herr von Dresch war in Verzweiflung über seine halsstarrige Tochter. Er begegnete dem Herrn von Berg so kalt, daß er so selten als möglich kam. Nun denn, sagte er: es giebt doch einen Weg zum Ziel. Der Sohn fürchtete wirklich, der Vater werde seinen Zweck erreichen. Er lächelte bedeutend. Der Vater sah ihn an: du willst etwas sagen?

Nichts, mein Vater; ausser daß dieser Weg mir nicht so sicher wie Ihnen scheint. Lottchen und der Herr von Berg sehen sich weniger, das ist wahr; allein Lottchen schreibt viel, und Briefe sind das Mittel nicht, ein Paar Empfindsame von einander zu trennen. Der Vater fand, daß der Sohn Recht hatte. Aber dann? fragte er. Das

Gespinnst muß feiner angefaßt werden, sagte der Sohn. Wir müßen sie mit ihren eigenen Herzen schlagen. — Gut denn, ich übergebe dir Lottchen, mein Sohn, wenn du es verstehst.

So handelte man hier über das Herz eines Menschen, weil man kein Herz kannte. Berg wurde nun wieder mit mehr Höflichkeit angenommen. Henriette bekam von ihrem Bruder die Rolle, sich an den Herrn von Berg anzudrängen. Er setzte, da sie nicht wollte, ihre Eitelkeit in Bewegung. Er selbst zeigte in ein Paar Wendungen eines Gesprächs dem Herrn von Berg, daß er Antheil an seinem und seiner Schwester Geschicke nehme, doch ohne bestimmt darüber zu sprechen, und ließ ein Paar Worte darüber fallen, daß Henriette allein im Stande sey, ihren Vater zu allem zu bewegen. Sehen Sie, sagte er: ich wirke auf meinen Vater alles, was ich will, durch meine ältere Schwester. Ein Paar Schmeicheleyen, sie ist eitel wie jedes Mädchen, kosten ja so wenig. Ich mache ihr den Hof, und erhalte, was ich will. Das Gespräch that seine Wirkung. Berg war Henriettens Spielparthie, saß bey ihr am Tische, unterhielt sie. Henriette kam ihm halbes Weges entgegen. Sie hielt, was Wirkung ihres Bruders war, für Wirkung ihrer Reize, und in dem Triumphe, diesen wichtigen Handel, der ihrem Vater so sehr am Herzen lag, entscheiden zu können, bekam sie einen neuen gro-

ßen Eifer für ihre Rolle. Sie spielte sie, wie sie dachte, mit Glück; denn Berg suchte jede Gelegenheit hervor, sich Henrietten gefällig zu machen.

Dem Bruder war es gar nicht darum zu thun dem Liebeshandel Lottchens ein Ende zu machen, die wie jedes Ding seiner Meynung nach endlich von selbst fallen mußte. Er wollte hier nichts, als was er immer wollte, Menschen necken, die Begebenheit verwirren, um lachen zu können. Er befeuerte also Henriettens Muth durch das Lob ihres feinen Spiels. Er wollte bemerkt haben, daß Berg heute nur sie und nicht Lottchen in den Augen gehabt hätte. Und was wolltest du nicht, Jettchen? der Berg mußte doch wahrhaftig keine Augen, keinen Sinn haben, wenn er nicht den Unterschied zwischen dir und Lottchen fühlen sollte. Henriette spielte also ihr Spiel fort, und Berg gieng in die Falle. Er erzeigte ihr zwar nichts, als ein grosses Wohlwollen, eine sehr höfliche Aufmerksamkeit; ihre eigene Eitelkeit aber und ihres Bruders Versicherungen gaben dieser Aufmerksamkeit einen ganz andern Geist. Der Bruder versicherte in Henriettens Gegenwart dem Vater: ich sage Ihnen, Vater, Henriette hat den vollendeten Sieg in den Händen; der Vater zweifelte. Der Sohn behauptete es mit grossem Eifer. Henriettens Eitelkeit gieng in sein Netz. Sie gab dem Vater die Versicherung, daß sie den Handel beendigen wollte. Das wollte ihr Bruder.

Nun konnte sie nicht zurück. Sie mußte Wort halten, um sich nicht dem Spotte ihres Bruders und den weisen Bemerkungen ihres Vaters auszusetzen.

Henriette bemerkte sehr bald, daß Bergs Höflichkeiten nichts als Höflichkeiten waren. Sie hätte sich gern zurückgezogen; wenn ihr Bruder sie nicht immer noch mit ernsthaften Versicherungen, daß ihr Spiel gut stehe, und dann mit Satyren fortgetrieben hätte. Henriette wagte also, was sie selbst nicht hoffte. Sie ließ die unglückliche Rolle nicht fallen, um nicht noch eine üblere unter dem Spotte ihres Bruders zu spielen. Nun machte der Bruder Lottchen aufmerksam auf Henriettens Bewerbung um Bergen. Er ließ sie fürchten, daß eine unglückliche Leidenschaft für ihren Geliebten ihre Schwester überwältigt habe. Das wurde nun freylich durch Henriettens Benehmen sehr wahrscheinlich. Dabey wurde Lottchen in allen Gesellschaften so natürlich von Bergen abgeschnitten, daß sie mit diesem zu keiner Erklärung kommen konnte.

Lottchen hatte kein Mißtrauen gegen Berg, obwohl es ihr manchmal schien, daß er eine Gelegenheit, sie zu sprechen, über ein Gespräch mit ihrer Schwester versäumte. Im Vorübergehen sagte sie nur einmal zu Bergen: ich bitte Sie, lieber Berg, schonen Sie der Empfindung, des Herzens meiner Schwester! Seyn Sie unbesorgt,

Liebe, antwortete er lächelnd: das Herz ist nicht mit im Spiele, weil es, wie ich glaube, nur ein Spiel ist. Das fiel Lottchen auf. Das wäre ein Spiel, ein grausames Spiel ihrer Schwester. Sie wurde sehr ernst. Sie beobachtete Henrietten. Es schien ihr wirklich so. Sie suchte die Gründe dieses Spiels auf, und sie erstaunte, wie sie so schnell darauf fallen mußte, daß ihre Schwester eine Liebe gegen Berg heuchelte, um sie von ihm zu trennen.

Sie war nun innig betrübt über die Feindseligkeit ihrer Verwandten. Sie verließ die Gesellschaft, und gieng auf ihr Zimmer. Henriette traf sie in Thränen. Sie schien die Thränen nicht zu bemerken, und warf sich an den Flügel, und trommelte eine Anglaise. Lottchen stand auf, sie lehnte sich sanft weinend auf ihrer Schwester Stuhl. Henriette, sagte sie sanft: weißt du nichts anders zu den Thränen einer Schwester zu spielen? Henriette spielte fort, und sagte leicht: ha! deine Thränen Lottchen, sagst du ja selbst, sind deine Freuden. — Aber nicht diese, nicht diese, denn ich weine sie über dich. — So? nun das ist recht sehr schwesterlich. Du willst meiner Augen schonen? — Henriette fühlst du denn niemals, daß ich deine Schwester bin? Henriettens Anglaise stockte bey diesem Vorwurfe. Da warf Lottchen ihre Arme um Henriettens Hals, und sagte schluchzend; ich bitte dich, meine Schwester, spiele dein grausames

Spiel

Spiel nicht fort, wozu dich gewiß ein elender, herzloser Mensch beredet hat. Ich liebe dich, Henriette; und ist meine Liebe nicht so viel werth als der Haß deines Bruders? Henriette erröthete vor Scham an ihrer Schwester Busen. Sie empfand das Unrecht, das sie ihr that. Sie fühlte zum erstenmale Liebe gegen die Verlaßne, gegen die Betrogene. Sie war auf dem Wege, ihr alles zu entdecken.

Sieh, fuhr Lottchen bewegt fort: nicht, weil ich fürchte, es könnte dir gelingen, nein, ich kenne Bergs Treue und sein Herz; nein, liebes Jettchen, Ihr alle würdet uns nie trennen; sondern, daß du, daß du, meine Schwester, Theil an diesem boshaften Komplotte gegen meine Glückseligkeit nehmen kannst, das zerreißt mein Herz.

Aber wie denn so? fragte Henriette mit harter Stimme, ihre Eitelkeit war beleidigt, sie mußte sich vertheidigen. Ihre Reue und ihre Liebe sanken wieder. Komplott? was meynst du? daß man es dir nie recht machen kann, das weis ich. Nun siehst du deine empfindsamen Gespenster wieder. Ich bin artig gegen den edlen Herrn; mich dünkt, das verdient eher Dank als Vorwürfe.

Diese Härte in dem Ton der Stimme machte Lottchen kalt. Sie stand vor Henrietten, die aufgestanden war. Kinder, sagte sie nachdrücklich: Ihr scheint Eurer Sache so gewiß zu seyn, aber ich versichere Euch alle, daß, wenn Ihr Euer grausa-

mes Spiel gewinnt, Ihr keine Freude darüber haben werdet! Wahrhaftig, setzte sie stolz hinzu, und legte ihre Hand auf ihre schmerzende Brust: Ihr wißt nicht, was ihr thut. Henriette verstand das nicht. Sie hielt für Trotz, was Gefühl des Elendes war. Sie setzte sich nieder mit den Worten: ich weiß nicht, du bist wunderlich! an den Flügel, und fieng einen neuen Walzer an. Lottchen drehete sich unmüthig und betrübt weg.

Hätte ihr Vater ihr öffentlich und bestimmt erklärt, Berg kann niemals dein Mann werden, hätte er seine Besuche verbeten, so würde sie das hart und grausam gefunden haben; allein man wollte sie betrügen, man spottete ihrer Liebe, ihrer Thränen, ihres Unglücks, und so gab man ihr die Veranlassung zur Nothwehr. Man griff nicht allein ihre Liebe an, sondern auch ihr Selbstgefühl. Man wollte sie erniedrigen, überlisten, und sie erhob sich, sie stellte sich zur Wehre. Das aber konnte nicht ohne Bitterkeit, ohne Haß gegen ihre Verwandten abgehen. Das sanfte, verzeihende Herz Lottchens wehrte sich lange gegen diese unnatürlichen Empfindungen der Bitterkeit und des Hasses. Aber man gab sich alle Mühe, ihr Herz dafür zu öffnen. Mit listigem Lächeln griff sie der Vater an, Henriette mit bestimmten Vorwürfen, der Bruder mit hinterlistigem Vertrauen, mit mitleidigem Spott über ihre Schwäche über ihre Träume.

Es war nicht anders möglich, ihr Herz mußte sich gegen ihre Verwandten verschließen. Mitleiden, Theilnahme an ihrem Geschicke würde ihr den Muth gegeben haben, sich für die Wünsche ihres Vaters aufzuopfern, der kalte Spott über ihre Empfindungen gab ihr den Muth, sich zu vertheidigen. Ihr Herz verschloß sich, und nun war sie zu allem bereit, zu allem fähig.

Henriette war doch durch den Vorwurf ihrer unglücklichen Schwester gerührt; sie war Willens das Spiel mit Berg aufzugeben. Ihr Bruder hinderte es durch seine gleissenden Vorstellungen. Henriette spielte fort, und dem Anscheine nach jetzt boshafter, weil sie verstekter spielte. Lottchen wurde bitterer. Sie gieng einmal mit einer festen Kälte auf Berg zu, sagte ihm so laut, daß ihr Vater es hörte: ich habe Ihnen etwas angelegentliches zu sagen, und führte ihn in ein Nebenzimmer. Das hatte sie noch nie gewagt. Im Nebenzimmer sagte sie dem Geliebten kurz ihrer Schwester Absichten, und bat ihn mit ihrer Schwester zu brechen. Ich bin unglücklich, lieber Berg, setzte sie hinzu: aber jetzt entschlossener als je, Ihnen treu zu seyn. Sie werden mich seltener sehen; aber dieß Glück kann ich nicht durch ein Verbrechen meiner Schwester erkaufen.

Ihr Bruder, theure Charlotte, meynte, daß Henriette das Mittel werden könnte, uns —

Es ist mein Bruder, lassen sie das, und trauen

Sie Niemanden, als diesem Herzen. Kommen Sie! Sie kam an seiner Hand mit einer stolzkalten Miene wieder in den Saal. Berg hatte sich an Henrietten auf den Abend zum Spiel versprochen. Er nahm seinen Hut. Sie haben wohl vergessen, fieng Henriette an? — Ich bedaure, sagte Berg trokken: ein unvermuthetes Geschäft — oder der Befehl meiner Schwester — Berg verbeugte sich, als ob er es bejahete. Sie bleiben! hob Henriette befehlend an. Berg empfahl sich, und gieng. Er war durch die Vorstellung von der Bosheit Henriettens erbittert.

Henriette war natürlich sehr übler Laune. Ihr Bruder fragte ihr die Begebenheit ab. Sie erzählte sie ihm in der ersten Hitze. Er machte ihren Verdruß giftig. Er sagte wie bedaurend: nun wahrhaftig, so verächtlich ist doch wohl niemals ein Mädchen abgefertigt worden. In Henriettens Brust gährte dieser Gift. Sieh, setzte er lachend hinzu: Das sind ein Paar Liebende noch im alten heroischen Styl. Die Geliebte sagte dem Koridon: mein Herr, es mißfällt mir, daß Sie meiner Schwester die Kour machen. Auf der Stelle gebrochen oder — und der Koridon gehorsam wie ein Lämmchen geht und giebt dir den Abschied. Henriette faßte nun den bösesten Willen gegen die Liebenden. Noch nicht genug. Er erbot sich gegen Lottchen, sie mit Henrietten wieder zu versöhnen. Sie sah ihn mit einem veráchlichen Blick

ohne etwas zu antworten an. Er wollte Lottchen reizen. Den ersten Mittag am Tisch, da die Domestiken fort waren, nahm er das Gespräch wieder auf. Er redete von den mannigfaltigen Unfällen des menschlichen Lebens. Auf einmal, Henriette erblaßte, wie er anfieng, sagte er: so zum Beweis, lieber Vater, wie muthwillig man sich das Leben verbittern kann, dienen Henriette und Lottchen. Berg hat Lottchen schön gefunden; er hat Recht. Er findet auch Henrietten schön, und hat wieder Recht. Er flattert um Henrietten her, was natürlich ist. Das nimmt Lottchen übel, warum? das mag sie selbst sagen, und diese eifersüchtige Grille stellt sich wie ein böser Geist zwischen beyden Schwestern. Ich habe schon Versuche zu ihrer Versöhnung gemacht. Henriette aber kann Lottchen es nicht vergeben, daß Berg ihr ohne alle, auch die kahlste Entschuldigung den Abschied gegeben hat.

Unverschämter Mensch! rief Henriette zornig. Ich weiß, fuhr er kalt fort, ohne auf seines Vaters mißbilligendes Kopfschütteln zu achten: es thut nichts weher als sich verschmähet zu sehen; aber Eure Feindschaft, Kinder, thut mir noch weher. Lottchen hatte, das gestehe ich, Ursache zur Eifersucht; denn Berg gieng zu weit. Aber ich bitte Euch, meine lieben Schwestern, macht diese Stunde zu einem Familienfeste und vergebt

Euch. Lottchen, ich kenne ihr sanftes Herz, wird gern die Hand dazu bieten.

Der Vater gerieth mit jeder Sekunde in eine grössere Verlegenheit, wie er sich bey diesem unerwarteten Gespräch nehmen sollte. Henriette war ernsthaft böse. Lottchen allein, auf die es hauptsächlich angesehen war, blieb ruhig. Nun Lottchen, sagte der Bruder: was sagst du? Daß du ein sehr elender Mensch bist, sagte Lottchen kalt und ruhig und daß Henriette Unrecht thut, darüber zu zürnen. Wenn Sie es noch nicht wissen sollten, mein Vater, so hören Sie. Mein edler Bruder da giebt dem Herrn von Berg untern Fuß, daß Jettchens Freundschaft uns ihre Einwilligung schaffen könnte. Jettchen beredet er, daß sie Ihre Wünsche befriedigen könnte; mir entdeckte er, unter dem Siegel der Verschwiegenheit, daß Jettchen Bergen liebe. Ihre Wünsche, mein Vater, will er so wenig als meine. Ich weiß nicht, wie ein Mensch so verächtlich seyn kann, nichts zu wollen, als Mißhelligkeit, noch weniger begreife ich, wie man einem solchen Menschen je etwas anvertrauen kann. Der Vater legte bey dieser starken Rede die Serviette bald auf den Tisch, bald knüpfte er sie ins Knopfloch. Der Bruder lächelte immer fort, und um seines Vaters Verlegenheit aufs höchste zu bringen, sagte er: ich bitte Sie, Vater, diesen Streit, der mich angeht, zu entscheiden. Wir wollen aufstehen, meine Kinder, sagte

der Vater mit einem gezwungenen Lächeln: Lottchen weiß meine Meynung, und unbescheiden, mein Sohn, war diese Art der Auseinandersetzung von dir. Beym Erörtern solcher Streitigkeiten kommt nichts heraus. Henriette und auch Lottchen, glaube ich, haben so viel Lebensart, um je ihren Streit merklich zu machen, und dabey hättest du es lassen sollen. Er stand auf. Lottchen trat vor ihren Vater hin. Sie sagten eben, lieber Vater, ich wisse ihre Meynung. Ich wünschte, Sie wissen auch meine. — Die werde ich aus deinem Benehmen erfahren, sagte der Vater, und verließ das Zimmer.

Du solltest eine Messiade schreiben, sagte der Bruder lachend zu Lottchen: der Teufel würde dir gerathen! — Nein, nein, antwortete sie, und Thränen stürzten aus ihren Augen: auch wenn du nicht mein Bruder wärst. Mit verzehrendem Herzen würde ich sein Bild mahlen, weil du ein Mensch bist. Dann wendete sie sich schnell zu Henrietten, umschlang sie, und sagte leise und bittend: O sey du wenigstens meine Schwester, daß ich nicht ganz verwaiset bin. — Bravo! rief der Bruder: nun kein Wort mehr, die Komödie schließt mit einer rührenden Gruppe! Er schellte, die Bedienten kamen. Sie giengen. Henriette konnte nicht antworten. Es war ihr lieb, sie wußte nicht, ob sie gerührt, oder noch böse war.

Der Bösewicht hatte indeß die Vorwürfe sei-

ner Schwester tief gefühlt. Hundert von Menschen dachten eben so von ihm wie Lottchen, aber noch nie hatte es ihm einer gesagt. Pah! rief er auf seinem Zimmer, wie er allein war, einmal über das andere; aber der Vorwurf seiner Schwester wollte nicht aus seiner Brust weichen. Das ist das Siegel auf dem Beglaubigungsbriefe der Tugend, daß der Bösewicht sich schämt, ein Bösewicht zu heißen. Er giebt das Daseyn der Laster zu, allein seine Laster hält er nicht dafür. Wenn alle Menschen den Bösewicht verächtlich fänden, er würde aufhören es zu seyn: Ein Mensch, der ihn so findet, und es ihm sagt, bessert ihn nicht. Er zieht nun seine Verbrechen auf sich.

Der junge Dresch sann auf Plane, sich an Lottchen zu rächen, obwohl er sich das nicht gestehen wollte; denn sonst hätte er das fühlen müssen, daß Lottchen Recht hatte. Er suchte Entschuldigungsgründe für sein künftiges Benehmen auf, und fand sie sehr bald. Das erste, was er thun wollte, war Bergen ganz von seinem Hause zu trennen. Er gieng zu seinem Vater, hob mit dem Geständniß an, daß seine Unterredung am Tische sehr unbesonnen gewesen sey; indem dadurch Lottchen in die Lage gesetzt sey, von ihrer Liebe zu Bergen bestimmt und ohne Rückhalt zu reden. Sie hatten Recht, lieber Vater, das sehe ich jetzt. Man mußte nicht thun, als ob man Lottchens

Liebe für möglich halte. — Nun? fragte der Vater: wer ist nun der Weise? — Sie! ich war ein unbesonnener Thor. Ich rechnete auf die Eifersucht Lottchens zu viel. Jetzt aber überlasse ich mich Ihnen. Berg darf nicht wieder kommen! — Wie ihn entfernen? das geht ohne Eklat nicht. — Mich dünkt, es geht recht gut. Sie schreiben dem Herrn von Berg, daß seine Bewerbungen um Henrietten von ihr mißverstanden wären, und daß Henriettens Ruhe das Einstellen seiner angenehmen Besuche auf eine Zeit nöthig machte.

Das geht nicht; das heißt Henriettens Klugheit aussetzen. Das geht nicht. Man würde Henrietten lächerlich machen.

Wer denn? Berg nicht. Bey jedem andern wäre das ein Wagstück, nur bey Berg nicht. Ich stehe Ihnen dafür, er wird das Geheimniß bewahren, wie wir selbst. Henriette erfährt nichts davon, und Berg bleibt weg, muß wegbleiben, wenn er ein Mann von Ehre ist. Und noch mehr er kann sich nie um Lottchen bewerben, so wie wir den Handel führen. Der Vater wollte lange nicht daran, so sehr ihn auch die feine Intrigue, weil sie Intrigue war, reizte. Der Sohn stellte ihm aber vor, daß auf die Länge der Günstling des Fürsten doch etwas erfahren könnte, und daß er bey Bergs fortgesetzten Besuchen glauben müßte, man sey geneigt, Lottchens Liebe zu begünstigen. Der Vater entschloß sich. Der Brief wurde ge-

schrieben, so eingerichtet, daß Berg zur Noth ihn zeigen konnte, und abgeschickt. Berg antwortete höflich und klug, ohne nur im mindesten der Meynung des Herrn von Dresch beyzustimmen. Er versprach seine Besuche für eine Zeit aufzugeben. Er reißte noch denselben Tag nach seinem Gute ab, nachdem er Lottchen ein Paar Notenbücher zurückgeschickt hatte, worin sie das Billet von ihm fand: Sie hatten Recht, meine Theure; wir sind getrennt, und auf eine Weise, die sehr scheinbar mir es unmöglich machen soll, mich je um Sie zu bewerben. Allein so lange Sie mir nicht verbieten zu hoffen, so lange ist keine Macht im Stande, die einzige Hoffnung meines Glückes mir zu nehmen. Seyn Sie ruhig und vorsichtig. Sie haben mit Menschen zu thun, die entschlossen sind, alles an ihre Wünsche zu setzen. Berg.

Lottchens Bruder gab ihr die Nachricht von Bergs Abreise. Ich weiß es, antwortete sie ruhig. Er sah kein Zeichen der Betrübniß bey ihr. Nun aber hoffte man desto sehnlicher, sie sollte sich für den Günstling des Fürsten erklären. Lottchen war höflich, aber kalt gegen ihn. Eine Zeitlang sah der Vater ruhig zu: er zweifelte gar nicht daran, daß der allmächtige Mann, der ihm so wichtig war, den armen abwesenden Berg besiegen würde. Endlich kam es zwischen Vater und Tochter zu Erklärungen, die beyde hoffnungslos machten. Der Vater erklärte fest, daß er nie seine

Einwilligung in Lottchens Liebe geben würde, und Lottchen erklärte mit einer bittern Kälte, daß sie nie einem andern Manne als Bergen ihre Hand geben würde. Du bist eine Närrin! sagte der Vater im höchsten Zorn.

Der Vater hatte nun einmal die Gränzlinie der Höflichkeit überschritten. Er erlaubte sich nun alles gegen seine unglückliche Tochter. Er verspottete ihre Liebe, ihr Herz, ihre Erziehung, ihre Tante sogar, die sie erzogen hatte. Er machte die boshaftesten Bemerkungen über ihre Anhänglichkeit an ihren Geliebten. Man widersprach ihr beständig, man bat die Menschen, die sie nicht leiden konnte, man schleppte sie in die Gesellschaften, die sie am wenigsten liebte. Man kränkte sie aufs bitterste. Gegen ihren Vater schwieg das arme Mädchen, fiel aber ihr Bruder über sie her, so sagte sie ihm doch zuweilen, wie sehr sie ihn verachtete. Selbst Henriette, die bey der üblen Laune ihres Vaters leiden mußte, machte ihr oft desto schmerzendere Vorwürfe, weil sie ihre Schwester noch am meisten liebte.

Der Liebling des Fürsten kam mit einer bestimmten Werbung um Lottchens Hand hervor. Dresch wußte nicht, was er antworten sollte. Der Fürst unterstützte den Wunsch seines Günstlings. Der Vater drang nun, wirklich in Verzweiflung, mit den demüthigsten Bitten in seine Tochter; aber zu spät. Um Lottchens Herz hatte sich eine Rinde von

Bitterkeit und Widerwillen gezogen, welche die Bitten ihres Vaters nun nicht mehr durchdringen konnten. Man hatte ihre Liebe zu giftig verspottet als daß sie nicht hätte die Lust fühlen sollen, ihre Liebe festzuhalten. Sie antwortete bestimmt nein! der gegenseitige Haß wuchs in der Familie, aber bey Niemanden that er eine fürchterlichere Wirkung, als bey Lottchen. Der Haß, zu dem sie gezwungen wurde, verzehrte ihr Wesen. Ihre Gesundheit, ihre Heiterkeit erlagen unter der Bürde dieser unnatürlichen Empfindungen.

Halbe Nächte saß sie, und überlegte, ob es nicht ihre Pflicht sey, ihrem Vater zu gehorchen. Hätte sie einen Funken von Liebe gegen ihren Vater gefühlt, sie würde das Opfer, so schwer es ihr geworden wäre, gebracht haben. Der Haß war ihr zuwider, ihr Herz war nicht gemacht zu hassen. Sie that alles, um sich die Liebe ihres Vaters wieder zu verschaffen. Allein vergebens. Denn sie that das einzige nicht, was er verlangte. Sie entschloß sich endlich mit ihrem Vater zu reden, ach, in dem Gefühle seines Hasses, halb entschlossen, seinen Wunsch zu erfüllen. Sie kam mit Thränen in den Augen, und mit einer neuen Liebe, die aus ihrem Entschlusse entstand, zu ihm. Was Liebe, Unschuld, Güte rührendes sagen kann, sagte sie. Sie verlangte nichts dafür, als Mitleiden, eine Umarmung voll Liebe, und dann wollte sie das Opfer bringen, das man von ihr ver-

langte. Ihr Vater empfieng sie mit dem vornehm kalten Hoflächeln. Er goß über ihre Thränen, über ihre Klagen, so kalten giftigen Spott aus, daß er ihr Herz wieder empörte. Sie wagte das letzte; sie fiel ihm zu Füssen. Bravo: eine hübsche Schauspielerin! sagte der Vater. Sie sprang auf. Hier, hier ist die Gränze! rief sie ausser sich, sich von dem Manne, dem sie ihr Leben geben wollte, verhöhnt zu sehen. Sie legte ihre Hand an die Stirn, sie erblaßte. In ihrem Wesen erhob sich eine starre Kälte; alle Gefühle der Liebe erstarben, das fühlte sie, aber ihr Wesen erstarb mit. Alle Quellen der Liebe vertrockneten in ihrer Brust; aber mit ihnen auch die Quellen des Lebens. Sie schwankte aus dem Zimmer in einem starken, heftigen Gange. Sie fühlte sich innerlich vergehen, und zugleich einen Muth alles zu verachten, alles zu tragen. Sie begegnete ihrem Bruder auf dem Saale. Sie sah ihn mit dem bleichen, verwirrt lächelnden Gesicht so starr an, daß er erschrack. Was ist dir Lottchen? fragte er. Sie legte ihre Hand heftig auf seine Brust, und sagte abgebrochen: Ihr werdet sehen, was Ihr thut. Ich warne dich. Du wirst das Herz nicht haben zu spotten, wenn ich todt bin. Sie gieng schnell von ihm. Ihr Bruder sah ihr kopfschüttelnd nach. Aengstlich murmelte er: bey Gott sie hält ihre Rolle!

Sie war so erschöpft, daß sie sich sogleich nie-

derlegen mußte, wie sie in ihr Zimmer kam. Henriette sah die Heftigkeit des Kampfes in ihrer Schwester Seele. Sie erzitterte vor dem furchtbaren Gelächter, womit sie die Frage um ihr Befinden beantwortete. Sie setzte sich an ihr Bett, und ergriff ihre Hände mit Thränen in den Augen. Dieser Beweiß der Liebe, des Mitleidens lößte die starre, ertödtende Kälte in Lottchens Seele zu Thränen auf. Henriette hielt sie in ihren Armen. Ach, sagte Lottchen: ich möchte so sterben, um nicht unter den grimmigen Schlägen des Spottes, des Hasses zu sterben. Gebt mir Liebe, rief sie dann: und ich will Bergen vergessen, weil ihr es wollt.

Das alles sprach sie so leidenschaftlich, so heftig, dieses sanfte Geschöpf, daß Henrietten das allerböseste ahnete. Sie sagte ihre Befürchtungen ihrem Vater und ihrem Bruder. Der Bruder sagte: das kömmt mir vor, wie mit einer Glocke. Hat die einen kleinen Riß bekommen, so schreit sie. Man vergrößere den Riß, und sie nimmt den vorigen Ton an. Lieber Bruder, sagte Henriette ernst: und wenn dann die Glocke ganz verstummte? möchtest du ihr den größern Riß gegeben haben? — Hast du gehört, daß jemand aus Liebe gestorben wäre? — An deinem Hasse, an deinem Spotte wird sie sterben, aus Liebe nicht. So sprach Henriette. Der Bruder lachte. Der Vater stellte sich, als fürchtete er für Lottchen. Er bat

seinen Sohn, seiner Schwester zu schonen, und nach diesem Gespräch rückte alles an die vorige Stelle.

Sehen Sie, sagte der junge Dresch seinem Vater: es ist nichts als ein übelverstandener Begriff von Treue, von Großmuth; etwas tugendhafter Eigensinn kommt dazu, dann die Eitelkeit jeden Dienst, den man andern thun soll, recht wichtig zu machen. Man soll treu seyn! hat sie von Jugend auf gelernt. Denn Liebe ists nicht mehr; was sie fühlt; diese hält gegen eine so lange Entfernung nicht. Es würde alles ruhig an Ort und Stelle rücken, sobald man Lottchen überzeugen könne, Treue gegen Bergen sey ihre Pflicht gar nicht, oder jetzt nicht mehr. Und es müßte doch sehr arg seyn, wenns kein Mittel geben sollte, Lottchen davon zu überzeugen.

Ich glaube, es giebt dazu kein Mittel, sagte Henriette ehrlich. Das Mädchen hat einen wundersittsamen Begriff von Tugend.

Den wir ihr auch lassen müssen; aber wenn ich sie nun zu überreden verstehe, zum Beweiß, daß Berg ihr nicht treu ist?

Wenn du das könntest; dann freylich, glaube ich, hätten wir gewonnen Spiel. Ach, das würde indeß grosse Wirkung auf ihr Herz machen. Ich möchte sie so nicht täuschen.

Zugegeben, das würde es, so wie sichs wieder vergessen würde. Das ist die Frage nicht.

Aber würde sie dann den Herrn von Lautern, so hieß der Liebling des Fürsten, heurathen?

Ich glaube ja, sagte Henriette. Ich weiß, daß sie sogar schon einmal entschlossen gewesen ist, es freywillig zu thun, wenn nicht — das glaube ich versichern zu können. Aber, mein Vater, ich bitte Sie hier auch zu bedenken, daß Lottchen anders denkt, fühlt, sogar anders liebet, wie wir. Ach, lieber, lieber Vater, ich bin nicht empfindsam, das wissen Sie; aber es scheint mir doch grausam, einem Menschen die ganze Freude seines Lebens zu nehmen. Bruder, Bruder, weißt du, welche Wirkung es haben wird, wenn sie Bergs Untreue erfährt?

Du bist empfindsamer als du denkst. Sie wird Berg verachten. Verachtung ist Kälte, sie wird ihn vergessen.

Und wenn sie die Betrügerey hintennach erfährt? Wie denn?

Mein Kind, sagte der Vater: ich bitte dich um dezentere Ausdrücke. Betrügerey? warum nicht Täuschung?

Sie ist dann Frau von Lautern, sie wird anfangen zu schmollen, und mit Lachen endigen.

Ich fürchte, sie wird anders endigen. Ich bitte dich, laß mich aus dem Spiel. Ich bin unschuldig an ihren Leiden, und wenn sie, setzte sie weinend hinzu, darunter erliegt, so soll mich ihr bleiches Gesicht nicht anklagen. Vater, ich bitte

Sie, überlegen Sie erst. Lottchen, ich weiß es nicht, aber sie kommt mir immer vor, wenn ich sie so da sitzen sehe, das nasse Auge in die Wolken gekehrt, als ob eine Thräne ihr Leben zerreissen könnte.

Auf die Länge, Schwester, macht sie an dir eine Proselytin.

Spotte so viel du willst, Bruder, ich möchte lieber Lottchen als du seyn. Ich habe dich gewarnt. Ich bin unschuldig. Und du wirst sie schwerlich überreden, daß Berg treulos ist.

Ich will dich sogar überreden, daß er treulos ist, so gewiß bin ich meiner Sache. Lassen Sie mich machen. In drey Monaten ist Lottchen Frau von Lautern. Dafür verpfände ich hier mein Ehrenwort. Ha! sagte der Vater. Sey vorsichtig und schone die Träumerin!

Ein glückliches Ungefähr hatte dem jungen Dresch das Mittel zu der Betrügerey in die Hand gegeben. Der Herr von Berg war oft bey einer Verwandtin, einer jungen, schönen Wittwe. Er lebte hier auf einem sehr vertrauten Fuß, er war bis ins vierzehnte Jahr mit der Wittwe erzogen. Von da an aber hatte die Erziehung seiner Kousine einen andern Weg genommen. Sie war intriguant geworden, eitel, verschwenderisch. Ihr Herz war in der grossen Welt erkältet. Sie war das Gegenbild von dem jungen Dresch. Berg würde sie verachtet haben, wenn er sie erst jetzt

hätte kennen gelernt. Aber die Liebe ihrer Kinderjahre war ihm zurückgeblieben. Er sah ihre Fehler im mildern Lichte. Er machte sogar, wenn er bey ihr war, ihren Hofmeister. So lästig ihr das war, so hatte sie doch nie den Muth, sich ihm ganz zu zeigen, wie sie war. Er hielt sie für gut, nur für leichtsinnig. Das war das Bild, das er selbst Lottchen von der Frau von Schleudern gemacht hatte. Er wünschte, daß Lottchen, wie sie in die Stadt kam, noch auf sie wirken sollte. Er hofte, es würde gehen.

Lottchen fand bald die Buhlerin aus, und zog sich zurück. Berg gab seine Hoffnung nicht auf. Er sagte zwar Lottchen nichts mehr von der Frau von Schleudern; aber er selbst brachte noch alle Tage einige Stunden dort zu; und schwieg darüber, weil Lottchen sie nicht leiden konnte. Der junge Dresch liebte, so wie er lieben konnte, die Frau von Schleudern. Sie war für alle seine Intriguen gemacht. Ihr Umgang war aber nur Stoßweise im Gange; denn sie spielten sich selbst oft böse Streiche. Das unterbrach denn den Umgang für einige Zeit. Jetzt waren sie sich einander zu nothwendig, als daß sie sich nicht sollten wieder versöhnt haben. Niemand sprach schlechter von der Frau von Schleudern, als eben ihr Freund, der Herr von Dresch. Sie vergalt es ihm redlich. So hielt man sie fast beständig für Feinde, wenn sie eben am vertrautesten waren.

Die Frau von Schleudern liebte die französische Sprache, und haßte die deutsche als unbeholfen und grob, Berg liebte seine Muttersprache, er redete und schrieb sie schön. Oft war dies der Gegenstand eines kleinen Disputs zwischen ihm und seiner Kousine. Gut, sagte die schöne Frau einmal bey dieser Veranlassung; mag doch unsere Muttersprache so schön seyn, wie sie will, zu einem Billet doux ist sie zu steif. Das bestritt Berg. Hieher! rief sie befehlend, sie schlug einen Roman auf und las Bergen ein Paar Verse vor: Wie wollten Sie das im Deutschen geben? Berg sagte: noch einmal so gefühlvoll, noch einmal so naif als hier.

Allons, schreiben Sie, da ist Briefpapier. Richten Sie die Briefe an mich. Wir werden sehen.

Berg übersetzte den Brief, that hinzu, ließ weg, so daß er ganz von ihm auf seine schöne Kousine paßte. Sie nahm das Blatt, las, wollte dennoch Recht haben. Das wohl, sagte sie: aber hier, hier, sie schlug ihm einen Brief auf, der auf grosse Vertraulichkeiten unter den Liebenden anspielte: sehen Sie, da hängt die französische Sprache einen leichten Schleyer über die Begebenheit, im Deutschen müßte das eine Ordüre werden. Wie es auch eine ist, sagte Berg ernsthaft. Davon reden wir nicht, mein Herr, sondern von der Geschmeidigkeit beyder Sprachen,

Da ist Papier, schreiben Sie. Ich will indeß noch diesen lesen. Berg schrieb auch diesen, und denn um sie zu überzeugen, daß die deutsche Sprache einen Vorzug hat, so schrieb er noch einen langen Brief voll glühender Leidenschaft, er gab ihn ihr, und sagte: Sie sehen, daß die deutsche Sprache der feinen Wendung der französischen fähig ist, nun aber übersetzen Sie einmal diesen Brief ins Französische, so daß er an Stärke nicht verliert.

Hier kam jemand. Die Frau von Schleudern warf die drey Briefe an die Seite. Sie wurden vergessen, wie das ganze Gespräch, und die Frau von Schleudern kramte die Briefe in ihre Toillette, ohne weiter daran zu denken. Berg reißte ab und zwar in der bittersten Feindschaft seiner Kousine. Er hatte eine von ihren Intriguen entdeckt, die ihm doch endlich die Augen öffnen mußte. Er machte ihr Vorstellungen, die sie übel nahm. Sie ließ in der Hitze den Schleyer sinken, den sie für ihn noch immer getragen hatte. Er gieng voll Verachtung gegen das Weib, und ihr Haß folgte ihm. Eine neue Intrigue machte ihr nach einiger Zeit die Freundschaft des jungen Dresch nothwendig. Sie sahen sich. Die alten Fäden wurden wieder angeknüpft. Man ließ den ganzen Hof, wie gewöhnlich, die Musterung bestehen. Dresch verglich einen Hofmann mit dem Herrn von Berg.

Die Frau von Schleudern, die Bergen immer geschont hatte, fiel voll Spott über ihn her.

Dresch ließ sich die Ursach ihrer Erbitterung auf ihren Verwandten erzählen. Man spottete, man lachte, man wurde vertrauter, und Dresch erzählte endlich mit freylich sehr leichten Farben das Verhältniß seiner Schwester zu Berg, wovon die Schleudern nichts wußte. Nun, sagte sie lachend: geben Sie ihm den Abschied. — Das haben wir, das hilft nichts. Meine Schwester ist unbeweglich. — Nun, mein Gott! ist das denn so mühsam, dem Mädchen tausenderley Böses von ihm zu sagen. — Sie glaubt mir so wenig wie Sie. — Weil ich sie kenne, mein schöner Herr. — Und meine Schwester, weil sie den Berg nicht kennt. — Und nun was weiter? — Das eben ists, daß wir nicht weiter können. Und wenn sie den edlen Herrn in ihren Armen sähe, meine reizende, sie würde ihren Augen nicht glauben.

Da sprang die Frau von Schleudern auf. Und wenn ich, sagte sie mit leuchtenden Augen: ein Mittel wüßte, ihre Schwester zu überzeugen! — Dann — dann knie ich hier, und gestehe, daß Sie mehr sind als ich. Sie lief an ihre Toilette. Sie suchte Bergs Briefe. Sie fand sie, sie las. Sie reichte einen nach dem andern ihrem Freunde hin. Der Blick des Bösewichts funkelte vor höllischer Freude. O der Heuchler! o der Heuchler! rief er einmal über das andere.

Ueberzeugen sie die Briefe, fragte sie laut lachend, daß er Ihrer Schwester ungetreu war. — Aufs vollständigste. — Und dennoch ist er es nicht. Sie erzählte ihm, wie das mit den Briefen gekommen war. Dresch that, als glaubte ers nicht. Sie glauben mir nicht, mein Herr. Sie schlug ihm die Briefe im Französischen auf. Sie zeigte ihm daß es von ihrem Papier war. Die Briefe waren nicht gebrochen. Sie überzeugte ihn von dem Zufall, der diese Briefe in ihre Hände gebracht hatte.

Es kam nun darauf an, daß man diese Briefe auf eine gute Weise in Lottchens Hände spielte, und dazu wurde Henriette ausersehen. Der Plan wurde einstudirt. Dresch flog in hoher Freude nach Hause. Auf diese Briefe stützte sich die Versicherung, daß Lottchen in drey Monaten Frau von Lautern seyn würde.

Henriette besuchte die Frau von Schleudern ziemlich oft. Sie gieng in diesen Tagen zu ihr, und fand die schöne Frau halb krank, kummervoll. Das nahm Henrietten Wunder. Nun wurden Anspielungen auf die Treulosigkeit der Männer gemacht. Nein, es ist keiner treu, Keiner! und dabey sank die schöne Stirn in die kleine Hand. Henrietten fiel hier natürlich Berg ein, dessen Treue eine so grosse Unruhe in ihrem Hause anrichtete. Sie nannte den Namen. Die Schleu-

dern sprang voll Abscheu auf. Berg? rief sie: wollen sie meiner spotten?

Jettchen fiel aus den Wolken. Die Schleudern versank wieder in die alte Stellung. Eben, eben dieser Berg, seufzte sie. Das war Henrietten zu interessant. Sie fieng an zu fragen. Sie sah aus den Antworten wohl, daß die Schleudern über Bergs Untreue klagte. Sie drang noch inniger in sie. Henriette entdeckte ihr ihrer Schwester Verhältniß zu Berg. Der Bösewicht! rief die schöne Frau erbebend. Der Heuchler! Henriette mußte ihr versichern, daß sie selbst ihrer Schwester ihren Namen nicht entdecken wollte, und dann entdeckte sie ihr, wie Berg sie geliebt, wie er ihr ewige Treue geschworen, und sie dann verlassen habe. Sie gab ihr die Briefe noch nicht.

Henriette fuhr voll Zweifel nach Hause. Sie gieng zu Lottchen. Liebes Lottchen, hob sie mitleidig an: ich weiß nicht, was ich von Bergen glauben soll. Ich komme von einem Frauenzimmer, die er betrogen hat. Lottchen sah sie starr und forschend an. Henrietten traten Thränen in die Augen. Jettchen, sagte ihre Schwester zärtlich: willst du mich betrügen? ich bitte dich, thue es nicht! da fiel Henriette in ihrer Schwester Arme, und schwor ihr unter heisen Thränen, daß sie ihr die Wahrheit sagte. Sie erzählte ihr die ganze Unterredung mit der Schleudern, ohne ihr den Namen zu nennen. Du bist bey Schleudern

gewesen, sagte Lottchen. Henriette gestand, daß die es war.

Man will dich betrügen, um mich zu betrügen. Unser Bruder, er ist der Freund dieses boshaften Weibes, glaube mir.

Aber doch nicht jetzt. Sey vorsichtig Lottchen, du glaubst nicht, wie natürlich die Klagen der Frau waren. Ich will dir nicht ganz Unrecht geben. Ich traue der Schleudern selbst nicht; aber diese Bosheit wäre doch zu arg. Sie weinte sogar.

Lottchen wurde nicht unruhig; aber ihr fiel doch ein, wie Berg so oft seine Kousine gelobt hatte, wie vertraulich er mit ihr umgegangen war. Das alles fiel ihr ein. Sie ergriff, zitternd vor der Bosheit dieser Frau, nicht vor Bergs Untreue, ihrer Schwester Hand: ich bitte dich, glaube Ihnen nicht. Sie werden es wahrscheinlich genug machen; aber glaube Ihnen nicht. Es sind Teufel, sie wollen mich nur quälen. Du sollst sehen, morgen wird auch der Bruder anfangen zu erzählen, welch ein Ungeheuer Berg ist. Nein, es ist nichts; aber den Anschein kann es haben, meine gute Schwester. Dafür haben sie gesorgt, dafür hat Berg selbst gesorgt. Indeß — höre, geh wieder hin, ich bin doch neugierig, wie weit sie die Grausamkeit noch treiben werden, und du wirst sehen, sie werden sich bald selbst gegen dich verrathen.

Lottchens feste Versicherungen machten Hen-

rietten noch zweifelvoller. Sie fuhr nach einigen Tagen wieder zu der Frau von Schleudern, schon besorgter, daß es wahr seyn möchte, da ihr Bruder schwieg, und, wie sie hörte, jetzt wieder mit der Schleudern gespannt war. Sie griff das Gespräch wieder auf. Die Schleudern erzählte aufs neue, und da Henriette Zweifel wagte, gab sie Henrietten die drey Briefe von Berg, die sie in alte Kouverts von ihm gesteckt hatte. Henriette las, und erstarrte. Sie bat die Frau von Schleudern flehentlich um die Mittheilung dieser Briefe, um ihre Schwester aus den Netzen des Heuchlers zu retten. Nur unter dieser großmüthigen Bedingung erlaubte die Schleudern Henrietten die Briefe mitzunehmen. Henriette zweifelte nun nicht mehr, da die Schleudern die Briefe aus ihren Händen gab. Lottchen kannte seine Hand zu gut.

Henriette trat mit ängstlichen Blicken zu Lottchen in das Zimmer. Lottchen sah sie, und wurde auch ängstlich. Sie umarmten sich beyde schweigend. Endlich fragte Henriette, einen Brief hervorziehend: ist das seine Hand, Lottchen? — Ja, das ist sie. — Betrachte sie genau. Kennst du sie recht gewiß? ist das seine Hand? Lottchen las schon bebend einige Zeilen. Er ist ein Bösewicht, Lottchen! rief Henriette. Die Unglückliche erhob das starre Auge bittend auf Henriettens Gesicht. Dann nahm sie mit zitternder Hand den Brief.

Sie wurde immer bleicher während des Lesens, ihre Brust hob sich schmerzhafter und immer höher. Sie gab mit einem Seufzer, in dem ihre Hoffnung brach, den Brief zurück. Sie foderte ihn bald darauf wieder. Sie verglich jetzt Buchstaben vor Buchstaben mit Briefen, die sie von ihm hatte. Sie betrachtete sein Petschaft, die Aufschrift, alles traf zu. Nun stand sie auf, küßte ihre Schwester, und sagte in Tönen, die Henriettens Herz umkehrten: nun, habe ich noch dich! Sie gieng.

Nach einer Stunde kam sie wieder. Aber Henriette, fragte sie lächelnd: kann man so nicht schreiben, ohne dabey viel zu meynen, und an eine solche Frau, wie die Schleudern? Ihr sagt hier viel, liebes Kind, bey dem ihr nichts denkt. Es kann ja eine blose Galanterie von ihm seyn. Und geziert, das wirst du finden, ist der Brief. Da zog Henriette betrübt den zweyten hervor, der mit der glühenden Leidenschaft geschrieben war. Noch mehr? fragte Lottchen zusammenschaudernd. Sie las auch den, legte ihn still zusammen, und gab ihn zurück. Nein, nein, er hat mich betrogen. Hast du noch mehr? Sie gab ihr den dritten voll Anspielungen auf eine Schäferstunde. Sie las ihn nur halb. Er ist ein — Teufel, wie sie alle! rief sie voll Abscheu. Sie legte sich schwach auf ihrer Schwester Schulter. O ich beschwöre dich, laß das Niemanden wissen als uns. Niemanden auf

der Welt, daß er so niedrig ist. Henriette versprach es ihr, und nun verschloß sich die Unglückliche in ihr Kabinet. Hier erst fühlte sie, was Unglück war. Eine Todeskälte breitete sich über ihre Empfindungen aus. Sie fühlte den Schmerz nicht mehr, sie fühlte sich allein vernichtet. Drey Tage blieb sie allein, sie litt nur Henrietten bey sich.

Vater und Bruder hielten sich ganz still. Da kam ein Brief von Berg an Lottchen. Sie sah ihn gleichgiltig an, und legte ihn, ohne ihn zu öffnen, bey Seite. Nach ein Paar Tagen schlug sie den uneröffneten Brief in ein Kouvert, worinn sie diese Worte schrieb: ich ersuche Sie, mein Herr von Berg, unsere ehemalige Verbindung als völlig aufgelößt zu betrachten. Charlotte von Dresch. Und sandte ihn so Bergen zurück. Wie Berg den Zettel erhielt, fiel er sogleich auf eine Betrügerey, die man seiner Geliebten gespielt hatte. Er ritt in die Stadt. Er gieng nach Dreschs Hause. Er drang mit Ungestümm darauf, Lottchen zu sprechen. Vater und Bruder konnten ihn nicht los werden. Mit Zähneknirschen führten sie ihn endlich beyde in Lottchens Zimmer. Berg war auser sich.

Lottchen sah ihn, und wurde bleich. Sie sind betrogen, theures Mädchen, rief Berg, wie er ins Zimmer trat. Das bin ich, sagte Lottchen ruhig und kalt. Man bemerkte nur ein leises Beben in

ihrer Stimme. Berg erschrack vor dieser Kälte. Sie betrachten Ihre Verbindung mit mir für aufgelößt — Ja, mein Herr. — Darf ich nicht wissen warum? — Nein, mein Herr. — Charlotte, Sie sind grausam betrogen. — Das bin ich. — Ich beschwöre Sie, sagen Sie mir — Ich will nicht. Oder wenn Sie den Grund wissen wollen, nun denn, mein Herr, ich bin die Braut des Herrn von Lautern. Berg war wie vom Donner betäubt. Er verbeugte sich: ach, das ist etwas anders. Dann meine Herren, so wendete er sich an Vater und Sohn: hatte ich Sie vergebens bemüht. Also Braut? Ich bitte sehr um Vergebung, daß ich mich aufdrang. Aber, setzte er mit einer wüthenden Geberde hinzu: erfahr ich, daß man dieses Herz hier betrogen hat, ahn ich nur, daß — Charlotte, ich bitte Sie — Leben Sie wohl, mein Herr, sagte Lottchen matt und gieng. Berg sah Vater und Sohn von oben bis unten messend an. Dann drückte er den Hut auf die Stirn, und flog zum Zimmer und Hause hinaus.

Der Sieg ist unser, sagte der junge Dresch ein wenig verlegen. Ich glaube es fast, antwortete der Vater sich zu einem Lächeln zwingend. Es sind doch seltsame Menschen, diese Menschen, setzte er kopfschüttelnd hinzu.

Berg schrieb noch wohl zehn Briefe an Lottchen, sie kamen alle unerbrochen zurück. Er erkundigte sich, was die Ursache ihres Bruchs wohl

seyn könnte, und hörte, was Lottchen, was Henriette sagten: man kann nicht ewig lieben. Er gieng, da er von der nahen Verheurathung Lottchens hörte, nach Berlin. Da sah er eine alte Bekannte, die er ehedem sehr geschätzt hatte, und die sehr schätzenswerth war. Ohne Hoffnung je durch Liebe glücklich zu werden, trug er ihr seine Hand und seine Freundschaft an. Sie wurden kopulirt, und Berg führte seine Frau auf sein Gut, dort der Freundschaft, dem Vergessen und der Philosophie zu leben.

Mit Lottchens Verheurathung war es wirklich Ernst. Sie betrachtete sich als nicht da. Es war ihr jetzt eins, wem sie ihre Hand und ihr zernichtetes Herz geben sollte. Sie bat sich nur Aufschub aus, denn sie fühlte, daß sie gegen ihren künftigen Mann doch Pflichten zu erfüllen habe, die jetzt ihrem zerdrückten Wesen zu schwer waren. Sie erhielt einen Aufschub von sechs Monaten. Der Herr von Lautern war kein übler Mann, und Lottchen that alles mögliche, um wenigstens Freundschaft für ihn zu fühlen. Ihr Herz blutete noch immer fort; allein sie hielt es für ihre Pflicht, die Wunde zu verbergen. Sie zwang sich heiter zu scheinen. Sie ermattete zwar unter der Last dieses Zwanges, aber dennoch gelang es ihr. Sie weinte ihre Thränen allein, in der tiefsten Einsamkeit. Auf ihrem Gesicht lag ein heiteres Lächeln, wenn ihr Herz im Schmerze

zuckte. Sie fühlte, daß ihr neues Verhältniß, in das sie als Frau des Lieblings des Fürsten treten sollte, selbst ein anders äusseres Wesen von ihr foderte. Sie gab sich die unsägliche Mühe, den Leichtsinn, den flatternden Ton der grossen Welt zu treffen, und auch das gelang ihr. Niemand, der sie sah, ahnte nur, das ihr Inneres langsam unter der bleiernen Hand des immer schärfer fressenden Schmerzes verblutete. Selbst Henriette nicht. Sie mußte sich geduldig den Geißelhieben des Bruders hergeben. Alle Ahndung von Unglück, alle Furcht war verschwunden. Nun säge man, sagte der Bruder: daß die sogenannten Teufel nichts Gutes stiften! ist nun nicht alles fröhlich und heiter? und wer ist an der allgemeinen Heiterkeit anders Schuld als ich? Nur muß man seine Leute kennen. Ich wette, Schwester Lottchen würde mir meine kleine Betrügerey danken. So dachte er, und seine Eitelkeit trug es auch nicht länger, daß sein Meisterstück so lange verschwiegen bleiben sollte.

Väter und Kinder waren einen Abend zusammen, voll Heiterkeit, voll Scherz und Lachen. Sogar Lottchen war heiterer als gewöhnlich.

Nun fragte der Bruder, da er Lottchen so heiter sah: bist du denn nun zufrieden? Lottchen versicherte es. Henriette sagte: daß alles so gekommen ist, wie es kam — Wie es kam? wiederholte der Bruder lachend. Ich wette mein Leben, du weißt

nicht, wie es kam. Das mußte so kommen, weil es so kommen sollte. Jeder Zug war berechnet, jeder Fall vorausgesehen. Aber so gehts in der Welt. Der Mensch wird geführt nach Plan und Absicht, und ist alles an Ort und Stelle, so dankt man dem Zufalle, was Klugheit war. — Klugheit? fragte Henriette: deine Klugheit?

Meine Klugheit, antwortete er stolz. — Daß Berg ein Bösewicht war? deine Klugheit? — So böse war Berg nicht als ihr träumt. — Ha! ha! ha! — Lache so viel du willst. — Ich, mein weiser Herr Bruder, war es, der den Knoten zerhieb. — Recht, weil du solltest. — Wenn ich nur reden dürfte, wenn ich dir nur die Briefe zeigen dürfte. — Eben diese Briefe, ha! ha! ha! Es ist jetzt alles, wie es seyn soll, Lottchen ist mit dem Tausch zufrieden, den sie getroffen hat, und so kann ich Euch wohl sagen, daß ich mit Euch aus der Tasche gespielt habe.

Die Briefe, sagte Henriette: ich wollte Lottchen, du zeigtest sie ihm, damit er zu pralen aufhörte. Lottchen schüttelte aufmerksam den Kopf. Ich kann sie dir zeigen, sagte der Bruder. — Du? — Ja, ich. Er holte den Roman, den er sich hatte von der Frau von Schleudern geben lassen. Er las ihn französisch vor. Lottchen wurde aufmerksamer. Henriette fragte erstaunt; was ist denn das. — Du begreifst doch, daß Berg diesen Brief übersetzt hat, blos um der Frau von

Schleudern zu zeigen, daß die deutsche Sprache eben so gewandt ist, wie die französische, und um uns ein Paar Liebesbriefe von seiner Hand in die Hände zu spielen. Höre den zweyten. Er schlug ihn auf.

Lottchen begriff nun auf einmal die ganze höllische Betrügerey. Sie wurde bleich und kalt, sie sank langsam vom Stuhle hinab. Henriette fieng sie lauf. Wie sie sich erholte, warf sie nur Einen lächelnden Blick auf ihren Bruder; aber dieses Lächeln rang sich so gewaltsam aus diesem bleichen Gesicht hervor, daß Vater und Bruder erbebten. So lächelnd, so schrecklich lächelnd saß sie einige Minuten starr da, dann aber goß sich ein tödtliches Feuer auf ihre Wange und in ihr Auge. Teufel! rief sie wild: du sollst dich verrechnet haben. Sie ergriff ein Blatt Papier, schrieb: ich muß Sie noch einmal sprechen, Herr von Berg. Ich bitte Sie, kommen Sie. Sie siegelte es mit zitternder Hand. Dann flog sie zum Zimmer hinaus. Ihr Vater hinter ihr her. Er hörte, daß sie einem Bedienten befahl, daß Billet sogleich durch einen Boten nach Bergs Gute zu bringen. Der Vater bat sie, es nicht zu thun. Sie sah ihn starr und schrecklich an. Ich gehe, sagte sie langsam mit dem Tone der Verzweiflung: oder ein Bote. Ein Bote gieng vor ihren Augen. Der Vater war ausser sich. Nach einer Stunde der allergewaltsamsten Anstrengung war ihre Kraft erschöpft. Henriette

brachte

brachte sie zu Bett. Die Betrügerey, ihre Grausamkeit gegen den edlen Berg riß gewaltsam einen Faden ihres Lebens nach dem andern ab, und ihr heimlicher Grimm ertrocknete alle Quellen ihres Lebens. Sie wollte nicht leben, um ihren Bruder zu bestrafen. Dieses sanfte Geschöpf war unbeugsam, wild und wüthend geworden. Sie stieß die Arzney von sich, die man ihr geben wollte. Ein Fieber, und ein tausendfacher Schmerz zehrten an ihrem Innern. Sie war den andern Morgen nicht mehr kenntlich, so hatte der Haß und die Verzweiflung sie entstellt. Berg kam. Der Arzt, den man zum Vertrauten gemacht hatte, drang darauf, daß sie ihn sprechen sollte. Henriette empfieng den edlen Mann. Sie erzählte ihm aufrichtig ihres Bruders Betrügerey, Lottchens Gefahr, und bat ihn, was der Arzt wollte, die starre Kälte, den furchtbaren Grimm doch in sanftere Empfindungen aufzulösen.

Berg war ausser sich. Er brauchte lange Zeit, sich zu erholen. Endlich gieng er hinein. Lottchen sah ihn. Ein hoffnungsreicher Strahl von Trauer gieng auf dem starren Gesicht auf. Berg wollte reden. Sie winkte ihm. Sie zog die Briefe hervor. Sie überreichte sie ihm. Das waren ihre Briefe, sagte sie abgebrochen. Ich weiß, wie Sie sie geschrieben. Mein Bruder, dieser abscheuliche Teufel spielte sie mir zu. Verzeihen Sie mir. Sie überreichte ihm die heisse, zitternde Hand. Mein

Bruder ist ein Mörder, Berg. Sie wissen nun alles. Sie zog ihn zu sich. Sie drückte ihren Mund auf seine Hand. Dann schellte sie. Ihre Jungfer kam. Leben Sie wohl, Herr von Berg und sehen Sie mich nicht wieder.

Berg wollte bleiben. Sie verhüllte ihr Gesicht, und rief nur: Fort! fort! Er mußte gehen. Statt Linderung auf diesen Besuch zu erhalten, waren ihre Empfindungen nur gewaltsamer geworden. Die Krankheit, oder vielmehr die Ueberspannung aller ihrer Lebenskräfte nahm schrecklich schnell zu. Der Vater, der nun anfieng einzusehen, daß es Herzen giebt, die er nicht behandeln konnte, gieng endlich zitternd zu ihr, zum erstenmal mit menschlichen Gefühlen der Theilnahme und der Reue. Sie sah ihn mit wilder Verachtung an, und lachte laut bey allem, was er sagte. Der Bruder versuchte es auch einmal; aber sein Anblick gab ihr so heftige Krämpfe, daß er sich sogleich entfernen mußte.

So brach dieses schöne Herz nach und nach unter einer gewöhnlichen Kabale der grossen Welt, unter der Last fremder Verbrechen, und der eigenen Verzweiflung. Der Arzt erklärte sie endlich rettungslos verloren. Mit dem Leben sank ihr Zorn, ihre Verzweiflung. Das zerfallende Herz fand noch einmal alle seine Tugenden wieder. Einen Schritt von ihrem Tode konnte sie erst wieder vergeben. Sie ließ ihren Vater und Bruder

kommen. Sie bot ihnen die kalte nasse Hand, die schon mit dem Todesschweisse bedeckt war. Ich vergebe dir, sagte sie zu ihrem Bruder. Ihres Vaters Hand zog sie an ihre Lippen. Sie giengen beyde von der unfruchtbaren Reue zerfressen. Dann ließ sie sich von ihrer Schwester Papier geben, schrieb an Berg: ich habe vergeben. Sie sollen es auch. Ich bitte Sie darum, Ihre sterbende Freundin. Charlotte.

Am Abend starb sie in den Armen ihrer Schwester. Henriette drückte ihr die Augen zu. Dann fiel sie an ihrem Bette auf die Knie, und weinte lang und laut. Aber immer höher stieg auch ihr Zorn. Auf einmal sprang sie auf, und rief ihrem Bruder zu, er sollte kommen. Zitternd und bleich gieng der Bösewicht mit leisen, furchtsamen Schritten, ohne Muth zurückzubleiben, was er wünschte, in das Zimmer. Er glaubte, die Sterbende wollte ihn noch einmal sprechen. Hier nun stieß ihn Henriette zornig an das Bett, auf dem der Leichnam lag. Sieh hin, Teufel! Teufel! Teufel! sieh hin, schrie sie, die Hände vor seinem Angesichte ringend, die blitzenden Augen voll Thränen, voll starrer Thränen. Auf einmal faßte sie ihn an der Brust, er schrie furchtsam auf, wie ein Kind, er bat wie ein Kind, mit seltsamen Tönen und flog auf einmal zum Zimmer hinaus, aber die Hölle war auf seinen Fersen, in seinem Herzen, vor seinen Augen.

Lautern kam. Henriette, ohne Besinnung, allein ihrem Schmerze folgend, erzählte ihm jetzt die ganze Betrügerey ihres Bruders, und bat ihn seine ermordete Braut zu rächen. Sie durfte das nicht. Lottchen war gerecht. Ihr Bruder reiste zwar ab, um dem Begräbniß zu entfliehen. Aber der Schatten seiner Schwester stand wohin er sah. Er fand nirgends Ruhe, als endlich nach Jahren eine ängstliche, oft unterbrochene Ruhe in einer Brüdergemeine.

Lautern erfüllte Henriettens Wunsch. Der Fürst erfuhr die Begebenheit. Er ließ dem Vater den Hof verbieten, ein Unglück, das der Mann, dessen ganze Existenz mit dem Hofe dahin war, nur wenige Jahre überlebte. Henriette allein genoß der guten Folgen dieses Unglücks. Sie dachte über das Leben nach, sie wurde ein edles Geschöpf, das in dem stillen intriguenlosen Kreise der Häuslichkeit eines reinen Glücks mit einem edlen Manne genoß. Berg vergaß nie seine betrogene Geliebte. Er hatte sogar der Frau von Schleudern vergeben, weil Lottchen es gewollt hatte; allein die Schleudern blieb nicht unbestraft. Man empfieng sie nach dieser traurigen Begebenheit so kalt, mit solcher Furcht in der Welt, daß sie sich zurückziehen mußte. Sie verlor die Freuden des Lebens, in dem sie allein zu glänzen und zu genießen verstand.

Graf von Rollenhagen

oder

die Stärke des Versuchs.

Der Graf von Rollenhagen hob seine Schwester, eine Frau von Dürbeck, aus dem Wagen. Sie war seit zwey Jahren Wittwe, und ihr Mann hatte ihr nichts hinterlassen, als einen zweyjährigen Sohn und einen kostbaren Prozeß, der sie erst arm machte, und den sie jetzt vollkommen verloren hatte. Sie nahm die Freystätte, die ihr Bruder, der sie sehr liebte, ihr anbot, mit Freuden an. Er hob sie zärtlich aus dem Wagen, hinter ihr hüpfte aus dem Wagen ein jugendliches, schönes Geschöpf, der Frau von Dürbeck Jungfer, oder Begleiterin, denn sie war beydes, nachdem ihre Gebieterin die Laune hatte. Der Graf machte dem holden Geschöpfe, das sehr gut gekleidet war, eine tiefe Verbeugung, und in dem Augenblick rief auch die Frau von Dürbeck: besorge Sie,

daß alles ausgepackt wird, Gartheffen. Die Kleine knikte und trat wieder in den Schlag des Wagens. Meine Jungfer, sagte die Dürbeck, wie sie dem Bruder den Arm bot.

Ein sehr reizendes Mädchen, liebe Schwester, antwortete der Graf, und sah sich noch einmal nach ihr um. Und ein sehr geistvolles Ding, so jung sie ist, setzte die Schwester hinzu: die mir mehr Gesellschafterin ist als Jungfer. So giengen sie hinein, und Wilhelmine, so hieß das Mädchen, packte Schachteln und Kartons aus.

Der Graf war ein junger Mann von zwanzig Jahren, schön, reich, unabhängig, und gehörte zu den Bessern seines Standes. Er hatte eine stolze, von dem Adel eingenommene, sonst vortreffliche Mutter gehabt, und einen gebildeten, hellen Kopf zum Hofmeister. Er war nur kurze Zeit in der grossen Welt gewesen, und er hatte seinen Charakter nur polirt nicht verloren. Die Schwester hatte lange an einem grossen Hofe gelebt; sie war nicht böse geworden, denn sie war gut gewesen. Aber sie fand das Glück des Lebens nur auf den Prunksälen der Grossen. Sie hatte die schöne Einfalt der Menschlichkeit verloren; sie schätzte den Werth des Menschen nur nach Rang, Titel und Geburt. Sie war nicht ohne Geist, aber sie schämte sich ihres Herzens.

Wilhelmine, ihre Jungfer, war die Tochter eines edlen Mannes, den das Unglück, so lange

er lebte, verfolgte, aber nicht niederdrücken konnte. Er hatte endlich gelernt, sein Glück auf den Besitz, auf die Liebe seiner Tochter zu beschränken. Den Rest seiner sinkenden Kräfte gebrauchte er allein, nicht mehr, sich aus dem Unglücke zu erheben, sondern seine Tochter stark gegen die Unfälle des Lebens zu machen. Wilhelmine hatte unter dem schnellen Wechsel der Schicksale ihres Vaters gute Tage gesehen und sehr böse. Der Vater lehrte sie des Glückes entbehren, um das Unglück tragen zu können. Die empfindliche Reizbarkeit ihres Herzens leitete er über das Leben hinaus in die Ewigkeit, und auf die Tugend um dies Leben, lehrte er sie nur als einen Gegenstand der Beobachtung anzusehen. So war seiner Tochter Charakter fest, bey einem weichen, sehr reizbaren Herzen geworden. Ihre Phantasie war erhöht, sie konnte schwärmen sogar; allein es fehlte ihr nie dabey an ruhiger Ueberlegung. Man hätte sie für gefühllos und für empfindsam halten können, nachdem man sie in verschiedenen Lagen sah.

Sie war sechszehn Jahre alt, da rettete die Frau von Dürbeck ihren Vater aus einem Abgrunde des Elendes, worin er versinken wollte. Er war gerettet, aber seine Lebenskraft war verzehrt. Er starb einen Monat nachher in den Armen seiner Tochter. Was dir auch begegnet, sagte er mit den sterbenden Lippen, denke daran, liebe Wilhelmine, daß dieser Augenblick auch für dich

da ist, daß es dann eins ist, ob du glücklich oder unglücklich gelebt hast, daß du in dieser Stunde nichts, nichts gebrauchst, als deine eigene Achtung. Laß alle Menschen, jede Hoffnung dich verlassen, mein theures Kind, nur verlasse du dich selbst nicht. Sey tugendhaft, sey stark, sey groß. Glück steht nicht in des Menschen Gewalt; aber des Glückes werth seyn, daß ist dir gegeben. Das ist des Menschen Kleinod; kaufe nie das veränderliche Glück um diesen unwandelbaren Schatz, von dem wir die Ewigkeit hindurch zehren müssen. Das sagte er, dann starb er lächelnd. Diese Worte standen lebendig in Wilhelminens Seele. Sie waren der Grund ihrer ganzen Moral. Sie gieng zur Frau von Dürbeck, sie blieb aus Dankbarkeit bey ihr, da ihr Mann starb, ohne Belohnung. Die Frau von Dürbeck konnte dem Mädchen nicht ganz ihre Neigung versagen. Zwey Jahre war sie bey ihr gewesen, wie sie hieher nach Rokenhagen zu dem Grafen kam. Sie war in der vollen Blüthe ihrer jugendlichen Schönheit; sie schien heiterer wie der Frühling, der sie so heiter fröhlich gemacht hatte. Die Frau von Dürbeck hatte die Erziehung ihres vierjährigen Sohnes Wilhelminen ganz übergeben. Das Kind liebte sie mehr als seine Mutter. Auch das setzte Wilhelminen über die gewöhnliche Behandlung der Kammerjungfern weg.

Der Graf hatte das schöne Mädchen bemerkt;

allein der Name, Jungfer, machte ihn unempfindlich dagegen. So oft er sie sah, bewunderte er die edle Gestalt, den stolzen Gang des Mädchens; aber der Gedanke: seiner Schwester Jungfer, der andere angezogen haben würde, stieß ihn zurück, und Wilhelmine blieb, wenn er bey seiner Schwester mit ihr war, in einer kalten Entfernung von ihm.

Einmal überraschte der Graf seine Schwester und Wilhelminen. Die Jungfer verbeugte sich zu gehen. Nein, bleib hier Wilhelmine, sagte die Frau von Dürbeck eifrig. Der Graf soll entscheiden. Wilhelmine blieb stehen und schwieg. Der Graf lehnte sich lächelnd in ein Fenster. Ich und Wilhelmine streiten, hob die Dürbeck an: über Freude und Schmerz. Sie behauptet, so wie sie tausend seltsame Dinge behauptet, das ganze Leben gäbe weder Freude noch Schmerz. — Um Vergebung, Ihr Gnaden, ich sagte nur, das Leben gäbe nichts, warum es sich der Mühe verlohnte, zu klagen und sich zu freuen. — Das ist wohl so ziemlich Eins, Wilhelmine. — Ich freue mich, das ist gewiß, ich betrübe mich, auch das kann ich nicht leugnen; allein ich meyne, ich habe das Recht nicht, mich zu freuen und zu betrüben. — Wie so? fragte der Graf. Die Frau von Dürbeck drang in sie, sich zu erklären. Wilhelmine sagte: wäre irgend ein Schmerz gerecht, so müßt er ewig dauern, und der Mensch vergißt

alles. Wie Ihr Herr Gemahl starb, da waren Sie ausser sich vor Schmerz, ich wie mein Vater starb. Sie sind noch beyde todt, und wir weinen nicht mehr. Und ists nicht mit dem Glück eben so? Ists mit dem ganzen Leben anders? Leben Sie länger als nur einen Augenblick? Was behalt ich von dem Augenblick, der vergangen ist? Kaum das Andenken. Freude und Schmerz vergeht mit dem Leben, mit der Stunde, mit dem Augenblicke. Wenn ich zwey Minuten lebte, eine in Schmerz, die andere in Freude, so hätte ich gerade so lange gelebt, wie alle Menschen. Der vergangene Schmerz und die vergangene Freude sind nicht Schmerz und Freude mehr, eben weil sie vergangen sind. Ich fühle nur den Schmerz und die Freude des Augenblicks, der bey mir vorüber flieht, und wäre das Grab nicht, die Menschen würden nichts thun, als das Grab wünschen. Seltsam! sagte sie mit brennenden Augen: die Menschen nennen das Leben, das nichts ist als ein Tod, der alle Augenblicke wiederkommt. Was ist die Zeit anders als der Tod, der uns an das Grab hintreibt? Jeder Augenblick nimmt uns unser Seyn, unsere Freude, unsern Schmerz; wir verlieren alles, alles, zuletzt die Quellen der Freude und des Schmerzes, und so wäre ja der kein Thor, der sich lächelnd an den Strom seines Lebens setzte, und ruhig abwartete, bis er abgeflossen wäre. Hat denn der Mensch ein Recht, sich

über etwas Vergängliches zu freuen oder zu betrüben.

Nun, Bruder, sagte die Frau von Dürbeck: was sagst du? Sieh, so spitz, so fein geht das immer, wenn wir manchmal disputiren.

Wer hätte glauben sollen, sagte der Graf: daß unter dem heitern Gesicht so viele schwarze Lebensfeindschaft steckte?

Ich hasse ja das Leben nicht, Herr Graf, nur will ich seine Sklavin nicht seyn.

Sie hassen es, weil sie ihm allen Werth nehmen.

Allen? Mit nichten, Herr Graf. Das Leben hat seinen hohen Werth; denn es endigt einmal.

Und so auf einmal dem Menschen allen Werth nehmen, weil er klagt und jauchzt. —

Freude und Schmerz soll doch der Werth des Menschen nicht seyn?

Was denn?

Sein Wille. Die Zeit, der Tod herrschen über alles, zerstören alles, zerstäuben alles. Nur der Wille des Menschen ist über Zeit und Tod. Laß das Leben vorüber rinnen, wie eine zerrissene dunkelhelle Wolke; lassen Sie alle Plane, alle Entwürfe, auch die besten, die reinsten zerstört werden; ich habe etwas besseres gewollt. Freude und Schmerz, Vorstellungen, Gedanken vergehn, nur der Wille kann mir bleiben bis ins Grab.

Der Graf warf einen erstaunten Blick voll

Ehrerbietung auf das Mädchen. Die Frau von Dürbeck sagte kalt: von ihrer Tugend, Garthoffen, schweigen sie. Es ist nun überall gut. Bruder, ich hatte mit dir zu reden. Wilhelmine ging ruhig zum Zimmer hinaus.

Die Frau von Dürbeck hatte den ehrfurchtsvollen Blick gesehen, den ihr Bruder auf Wilhelminen warf, und so war diese sogleich wieder ihre Jungfer. Der Graf, der freylich nicht die Hälfte von dem verstanden hatte, was Wilhelmine sagte, weil er an den raschen, springenden Gang ihrer Ideen nicht gewöhnt war, hatte dennoch so viel verstanden, daß er sah, Wilhelmine war ein geistvolles Geschöpf. So grosse Lust er auch hatte, dies Gespräch mit dem schönen Mädchen fortzusetzen, so scheute er dennoch seine Schwester, aber Wilhelmine war ihm bedeutender geworden, und wurde ihm mit jedem Tage bedeutender, da er sie näher beobachtete, wozu denn die Schwester, so oft sie guter Laune war, und Wilhelminen als ihre Gesellschafterin betrachtete, die Gelegenheit gab. Der Graf faßte eine grosse Achtung gegen Wilhelmine.

Wilhelmine blieb auf gleiche Weise fremd gegen ihn. Sie redete mit dem Grafen nie, ausser wenn es Frau von Dürbeck befahl. Sie verließ den Garten, sobald der Graf allein hinein kam. Sie verließ das Zimmer, kam er, und seine Schwester befahl ihr nicht, zu bleiben. Einige

Male hatte er doch Gelegenheit gefunden, weil er sie suchte, mit ihr allein zu seyn; dann aber war Wilhelmine einsylbig, ruhig, und sie brach das Gespräch ab, sobald sie konnte. Sie bemerkte in der That die Neigung des Grafen nicht, und Achtung, glaubte sie, sey er jedem Menschen schuldig.

Durch die Länge der Zeit, durch Gewohnheit wurden sie bekannter. Wilhelmine wendete sich einige Male an den Grafen, wenn sie irgend eine unglückliche Familie in Rollenhagen hatte kennen lernen, welcher der Graf helfen sollte. Der Graf ergriff diese Gelegenheiten mit Freuden, um dem Mädchen seine Achtung zu erweisen, und so entstand auf beyden Seiten auf die natürlichste Weise eine gegenseitige Achtung, die täglich zunahm. Wilhelmine hatte Talente, die der Graf nicht kannte, sie sang sehr schön, und spielte das Klavier nicht übel. Ihr Vater hatte sie darin unterrichtet. Der Graf sprach mit seiner Schwester über Musik. Sie waren nicht eins über den Vorzug von ein Paar Stücken. Die Frau von Dürbeck schellte. Wilhelmine kam. Liebes Kind, spiele einmal diese beyden Arien, und sing dazu. Dann wollen wir sehen, Bruder, wer recht hat.

Wilhelmine setzte sich, beyde lehnten sich auf ihren Stuhl, und der Graf schwamm auf den reizenden Tönen ihrer schönen Stimme. So hatte er noch nie singen gehört. Wie sie geendigt

hatte, faßte er zum erstenmale ihre Hand. O, sagte er: warum erfahr ich das erst jetzt, welch eine Künstlerin wir an ihnen haben. Nun, Bruder, sagte die Frau von Dürbeck, ein wenig scharf, was urtheilst du nun? — In der That, liebe Dürbecken, ich erstaune vor den Vollkommenheiten deiner Freundin.

Davon ist ja nicht die Rede, sagte sie kalt: wir wollen unser Gespräch nun fortsetzen. Wilhelmine gieng. Das wollen wir, rief der Graf eifrig: und schon längst habe ich dir das sagen wollen. Dieses Mädchen, diese Garthoffen, es ist grausam, es ist unmenschlich, daß dieses Mädchen Kammerjungfer seyn muß. — Das ist längst mein Gedanke, lieber Bruder, antwortete sie lächelnd; sie paßt dazu nicht. Du kannst ja leicht etwas für sie thun, das sie in eine bessere Lage kommt. Ich habe nichts dagegen. Ich will ihr aufsagen. Sie kann auf Michael abziehen.

Der Graf rieb die Stirn. Abziehen? sagte er langsam. Aber ja, fuhr er schneller fort: das mag sie, sobald sie eine bessere Lage hat. Ich bitte dich, Schwester, du behandelst sie zuweilen so — kalt, so — ich möchte sagen verächtlich.

Was Euch allemal so vorkommt, wenn Ihr ein hübsches Gesicht seht. Allein, wenn du willst, so nehme ich eine andere Jungfer, und sie wird Gouvernante bey meinem Karl, dessen Erziehung sie ohnehin besorgt. Sie spricht recht schön fran-

fisch. — Französisch? Recht gern, recht sehr gern. Die Frau von Dürbeck, welche ihres Bruders entstehende Neigung zu Wilhelmine bemerkte, hatte freylich grosst Lust sie abzuschaffen. Und doch war ihr Wilhelmine so nothwendig. Sie besaß eine natürliche Geschicklichkeit, den Putz ihrer Frau auf eine sehr geschmackvolle Weise einzurichten. Ihr Sohn hatte sich an sie so gewöhnt, und hatte von ihrer Erziehung so auffallenden Nutzen, daß sie sie ungern gemißt hätte. Jetzt war es ihr doch sehr zuwider, daß ihr Bruder dem Mädchen so auffallende Beweise der Achtung gab. Sie schlug ihm also vor, sie wegzuschaffen. Da der Graf aber einwilligte, was sie nicht erwartet hatte, so hielt sie die Gefahr nicht für dringend. Wenn er sie liebte, dachte sie: so würde er in die Trennung nicht gewilligt haben. Es kam also eine Kammerjungfer und Wilhelmine wurde Gouvernante, hieß jetzt Mamsel, aß mit dem Grafen und seiner Schwester am Tisch, und hätte in allen Gesellschaften mit seyn können, wenn sie nicht den Kreis grüner Bäume im Garten vorgezogen hätte, mit dem sich, wie sie steif und fest behauptete, mehr Kluges reden ließe, als mit den meisten Menschen.

Der Graf hatte zwar jetzt öfter Gelegenheit, Wilhelminen zu sehen; aber nur zu sehen. Seine Schwester war unaufhörlich hinter ihm, wenn er eine Gelegenheit geschaffen hatte, mit ihr allein zu seyn, und war kaum eine interessantes Gespräch

in den Gang gekommen, so unterbrach es die Frau von Dürbeck mit einer Schäkerey, die, oft aus den Wolken gegriffen, nichts sollte, als unterbrechen. Es war ihm also ganz lieb, daß seine lästige Schwester eine Reise machen mußte, da ihr Sohn nicht wohl war. Wilhelmine blieb also, und der Graf hatte sie nun allein.

Er dachte nicht an Liebe. Er hielt es nicht für möglich, daß er je ein bürgerliches Mädchen heurathen könnte. Des Mädchens seltsamer, überspannter Ton war ihm interessant, das war alles, dachte er. Wilhelmine hatte kaum eine Ahnung von des Grafen Wohlwollen für sie. Es schien ihr sehr artig, daß der Graf sich die Mühe gab, ihr während seiner Schwester Abwesenheit das Leben angenehm zu machen. Sie fand es nicht unnatürlich, mit dem Grafen jetzt alle die Spaziergänge zu machen, die sie sonst in Gesellschaft seiner Schwester mit ihm gemacht hatte. Sie spielte ihm, sie sang ihm vor. Sie war sich keiner Absicht bewußt, und die Neigung des Grafen stieg so langsam, daß sie darauf hätte schwören können, er sey den ersten Augenblick ihres Hierseyns so gegen sie gewesen, wie er jetzt war. Wohlwollen, Achtung fühlte sie für ihn; denn er war ein edler Mann. So lebten sie einen Monat zusammen, die erste Hälfte desselben fast nie ohne einander. Das gegenseitige Vertrauen wuchs, Wilhelmine fühlte eine geheime Sehnsucht nach seiner Gesell-

schaft. Arglos gab sie sich jedem Gespräche hin, selbst den Betheurungen seiner Hochachtung, seiner Freundschaft hin. Das geheime Band der Liebe war längst geschlossen, und es fehlte an nichts als an einer Erschütterung ihrer Herzen, um der geheimen Leidenschaft gewahr zu werden. Sie selbst ahneten nichts. Er wünschte wohl, daß sie von seinem Stande seyn möchte. Allein das ist sie nun einmal nicht, setzte er achselzuckend hinzu, und sie wünschte gar nichts; denn sie war glücklich.

Da kam die Frau von Dürbeck zurück. Kaum war sie vier und zwanzig Stunden im Hause, so wußte sie, und sagte es ihrem Bruder, daß er Wilhelmine liebe. Sie ist alles, was du willst, schön, gescheut, artig, lieber Bruder; ich hoffe aber, du wirst nie vergessen, daß sie etwas nicht ist, daß eine ernsthafte Verbindung mit dem Grafen Rollenhagen unmöglich macht. — Hm! sagte er finster: ich habe dir noch nicht einmal zugegeben, daß ich sie liebe. Ich achte sie, sie ist ein sehr edles Geschöpf; aber ich sehe die Unmöglichkeit von etwas anderm so gut wie du. Er fand aber doch mit Bestürzung, daß seine Schwester wohl Recht haben könnte. Er zog sich von Wilhelminen etwas zurück, nur um sogleich zu fühlen, daß es ihm unmöglich sey, sich zurück zu ziehen. Wilhelmine blieb ruhig. Sie sah eine Aenderung in ihrem glücklichen Leben, das hatte sie voraus gewußt. Es war nicht anders.

Der Graf drängte sich wieder näher an Wilhelminen, die Frau von Dürbeck sprach oft und mit Bedeutung von dem Einen, was Wilhelmine nicht war, und Wilhelmine, die ihre Liebe aus unbesorgter Unschuld stets mit der Freundschaft, oder mit ihrer Tugend verwechselte, bot dem Grafen fröhlich die Hand auf dem Wege, den sie rasch vorwärts giengen. Wessen konnte sie sich bewußt seyn? Fängt denn nicht diese Liebe, die bey den bessern Menschen zuletzt immer zur Hälfte sinnlich wird, fängt sie nicht immer nur, selbst bey unedleren Menschen, mit der reinen Empfindung der erhabensten Geister an? Ach, und hätten nicht Noth und Vorurtheile oft selbst das Entstehen der reinsten Liebe zu einem Verbrechen gemacht, nähme nicht die Wollust und die Verführung die himmlische Gestalt der Liebe oft an: würde nicht selbst der sinnliche Genuß dem Menschen heilig dünken?

Wilhelmine liebte den Grafen, mehr wie alle Menschen, mehr wie ihren Zögling, den jungen Dürbeck, das fühlte sie: aber an Heurath dachte sie nicht, und Liebe und Heurath schien ihr Eins zu seyn. Sie kannte ihre Empfindung recht wohl, sie kannte nur den Namen: Liebe, nicht.

Der Graf, aus einem geheimen Instinkte, den ihm sein Geburtsvortheil gab, war mit den Namen Freundschaft, Vertrauen, recht wohl zufrieden. Er täuschte sich erst selbst, um desto ru-

biger Wilhelminen täuschen zu können. Er hatte keinen Gedanken an Verführung; er war wirklich ein edler Mann. Aber er täuschte sich und die Geliebte mit Freundschaft, da er wußte, daß es Liebe war, was sie empfanden. Er spielte mit einer Leidenschaft, deren Gefahr er kannte, unentschlossen, ob er sie vermeiden, oder sich ihr hingeben sollte. Und ergreift denn nicht in den meisten Fällen das Verbrechen den Menschen? Der Mensch ergreift das Verbrechen selten, sein Fehler ist nur, daß er nicht früh genug zurücktritt, daß er sich einbildet, es gäbe noch einen andern Weg als schnelle Flucht, dem Verbrechen zu entkommen. Der Mensch schwankt zwischen Tugend und Verbrechen; das macht ihn sicher, und so stürzt ihn gewöhnlich die Leidenschaft wieder Willen in die Arme des Lasters. Arme Menschen!

Hätte der Graf seine Schwester nicht bey sich gehabt, er würde in Wilhelminens Liebe seine tief eingesogene Vorurtheile vergessen haben, oder wären seine Vorurtheile stärker gewesen, so wäre er edel genug gewesen, Wilhelminen aufzugeben. Beydes war nicht. Er glaubte Herr des Aberglaubens seines Standes seyn zu können, und dachte an seine Schwester nicht.

Er gab seiner Schwester das Versprechen, Wilhelminen nicht zu heurathen, freylich mit halbem Herzen, und sich selbst versprach er, Wilhelminen nicht zu lieben, auch mit halbem Herzen;

und schon längst war seine Liebe eine unüberwindliche Leidenschaft geworden, deren Stärke er sich muthwillig verbarg. Seine Schwester, dem Versprechen trauend, ließ ihn jetzt ruhig mit Wilhelminen allein. Sie erlaubte ihm etwas, um nicht alles zu verlieren. Denkt eine solche Frau an die Seufzer des gebrochenen Herzens eines getäuschten Mädchens? Wie kann sie auf den Gedanken kommen, daß der Graf Rollenhagen sie lieben werde? dachte sie.

Nun wurde das Betragen des Grafen gegen Wilhelminen ungleich, unruhig. Er seufzte, er betrachtete sie mit unruhigen Blicken, er schlug den zitternden Arm um ihren Leib, saß sie bey ihm, dann ließ er sie fahren, er drückte ihre Hand, und sagte sogleich etwas sehr gleichgiltiges. Seine Unruhe, seine Blicke, seine Seufzer öffneten Wilhelminens Augen. Sie sah seine Leidenschaft, und in dem Augenblick auch die ihrige.

Sie war gewohnt, nicht mit ihren Leidenschaften zu spielen. Sie that tiefe Blicke in ihr Herz und sie nahm der ganzen Stärke ihrer Liebe wahr. Sie verglich ihre Liebe mit ihren Hoffnungen, und ihre Hoffnungen waren nicht klein. Sie kannte im Allgemeinen den Ahnenstolz, aber die Gewalt, die er über das Herz ausübt, nicht. Sie hielt ihn für ein kindisches Vorurtheil, daß die Frau von Dürbeck wohl vertheidigen konnte, über das aber der Graf lächeln müßte. Sie ehrte sich

selbst, sie fühlte sich der Hand des Grafen werth, weil ihr Herz des seinen werth war. Sie liebte den Grafen, nicht seinen Rang, nicht seinen Reichthum. Sie fühlte, sie würde ihm ihre Hand mit Freuden geben, wenn er nichts wäre und nichts hätte. Sie glaubte, was tausende in ihrem Stande glauben, der Graf müßte die Richtigkeit dieses Unterschieds so leicht einsehen, wie sie selbst. Und ist denn seine Liebe gegen mich, dachte sie: nicht ein Beweiß, daß er es einsieht?

Die einzige Vorsicht, die sie gebrauchte, war, unthätig zu bleiben, und den Grafen zu beobachten. Sie war fest entschlossen, bey der ersten Bemerkung, daß dieses Vorurtheil auch bey dem Grafen wirksam wäre, Rollenhagen durchaus zu verlassen, es möchte ihrem Herzen auch noch so viel kosten. Das schwör ich dir, mein theurer Vater! rief sie und breitete ihre Arme in die Luft aus: was auch meine Schicksale seyn mögen, nie werde ich mich selbst verlassen. Nein, das Glück, o dieses hohe Glück der Liebe steht nicht in meiner Gewalt, aber seiner werth seyn, das, Vater ist mein!

Entschlossenheit, es sey wozu es wolle, ist die Mutter der Ruhe. Von diesem Augenblick wurde Wilhelminens Betragen gegen den Grafen einfacher, ruhiger, folglich dem Anscheine nach kälter. Sie vermied, so viel sie konnte, jeden Anlaß, der ihn überreden konnte, sie suche seine Lie-

be. Der Graf merkte die Veränderung Wilhelminens, und bey diesem kleinen Hinderniß seiner Leidenschaft brach sie mächtiger als je hervor.

Die Frau von Dürbeck erklärte Wilhelminens ruhige Fassung für feine Kokketterie. Hm! sagte sie lachend: sie hat dich nun genug angezogen durch gefälliges Entgegenkommen; allein, Bruder das führt nur bis auf einen gewissen Punkt. Geheuchelte Kälte führt dann den sehnsuchtsvollen Liebhaber weiter, immer weiter. Pah! sie will dich heurathen, das ist alles. Da hast du mit einem Wort das ganze Räthsel. Diese Worte der Schwester giengen bey dem Bruder nicht verloren. Wilhelmine war ruhig, der Graf wurde kalt. Wilhelmine wurde noch ruhiger. Sie glaubte sogar, sich in dem Grafen geirrt zu haben. Allein des Grafen Leidenschaft stieg nun wieder in schnellen ungeheuren Sprüngen: Wilhelmine stieg nun wieder langsam durch alle kleine Stufen der Ruhe bis zur Leidenschaft nach. Ihr Vertrauen, ihre gegenseitige Achtung wuchs, je länger sie sich kennen lernten. Allein noch war kein Wort von Liebe gewechselt. Freundschaft, Achtung, Vertrauen waren die Worte, mit denen sie ihre Empfindung ausdrückten. Den Grafen hielt von nichts das Versprechen, das er seiner Schwester gegeben hatte, zurück: Wilhelminen der Entschluß sich leidend zu verhalten. Jetzt zog doch schon der Graf oft in Ueberlegung, wie er seine ahnenstolze Schwe-

ster beruhigen sollte, und Wilhelminens nasse Augen, der zärtliche Ton ihrer Stimme sagten auch mehr, als die Lippen sagen durften. Die Liebe erhielt jene Stärke, die nothwendig des Geständnisses der gegenseitigen Liebe zu ihrem Genusse bedarf.

In dieser Empfindung traf der Graf Wilhelminen in der dunkelsten Laube des Gartens an einem schönen Frühlingsmorgen an. Sie weinte darüber, daß sie dem Manne, den sie liebte, nicht sagen sollte, daß Sie ihn liebte. Nicht über den Schmerz des Verschweigens flossen ihre Thränen, sondern darüber, daß ein solcher Schmerz möglich ist, daß der Mensch gezwungen ist, diese schönste Blüthe des Himmels zu verbergen wie eine Giftpflanze, daß er nur mit den Thränen des verschwiegenen Kummers sie benetzen darf, nicht mit Thränen der lauten Freude. Sie legte das Gesicht in ihr Tuch, wie sie den Grafen sah, und ihre Thränen flossen noch stärker, daß sie es thun mußte. Sie fürchtete den Ahnenstolz des Grafen nicht, sie weinte um viel weniger, daß das Geschlecht auch eine Scheidewand der reinern Liebe ist. Sie trauern, liebe Wilhelmine: sagte der Graf: und nahm die Hand mit dem Tuche von den Augen. Des Grafen Stolz war so leise, so innig mit seinem Herzen verwebt, daß er seyn Daseyn kaum ahnete. Er fühlte ihn gar nicht, wenn er bey Wilhelminen war. In dieser berauschen-

den Nähe der Liebe, der Menschlichkeit, der schönsten Gefühle hielt er, denn er war ein guter Mensch, einen vertraulichen Blick Wilhelminens für mehr als alle Verhältnisse seines Standes und der gan-ganzen Erde. Kann denn der Mensch in dieser Stunde der Erweichung seines harten Herzens, in dieser Stunde der Erhöhung aller Gefühle und der Würde des Menschen, kann er da wissen, daß es auch Augenblicke geben kann, wo das Herz unter einem Sternen von Flittern noch stolzer schlagen kann, als unter einem andern Herzen voll Liebe? Er fragte Wilhelminen, wie er die Thränen von den Wangen rollen sah, voll heisser Liebe: warum, Wilhelmine, weinst du? Sie schlug das Auge voll Thränen denkend auf ihn, und sagte langsam: daß der Mensch in dieses Grab gekerkert seyn muß, daß Vertrauen und Freundschaft nicht über die Lippen, nicht aus dem Herzen dürfen, daß — daß — daß das Leben so flüchtig dahin rinnt, eh man Zeit hat zu sagen, ich lebe, ich fühle, ich — liebe. Sie zögerte mit dem letzten Worte.

Der Graf ergriff heftig ihre Hand. Was hindert Sie, liebste Wilhelmine, das zu sagen? sagte er noch heftiger. Jezt erst sah sie, wie viel sie gesagt hatte. Sie fühlte sich zu groß, um zu verdrehen, was sie gesagt hatte, und zu furchtsam, zu antworten. Sie schwieg beschämt. Und reden denn, hob der Graf, sich selbst überredend, daß

es so war, an: reden denn nicht Thaten und Empfindungen mehr als Worte? Daß ich dich liebe, Wilhelmine, das mag die Welt wissen, wie du es längst gewußt hast. Daß du mich liebst, ist längst das einzige Glück meines Lebens. Was hab ich anders von diesem schalen langweiligen Leben, als diese Liebe, als dich, als dich allein? Wilhelmine war überrascht. Sie fühlte sich mehr Mädchen, als sie geglaubt hatte. Es war ihr zuwider, daß er jetzt seine Liebe erklärte, weil sie diese Unterredung veranlaßt hatte. Schnell sagte sie, erröthend, ihr Ton war zu kalt: das meyne ich nicht, lieber Graf. — Was? fragte der Graf erstaunt: das meynten Sie nicht? Sie wollte etwas sagen, das ihrer Verwirrung abhelfen sollte. Ich wollte sagen, hob sie an. Sie stand auf. Ihre Verwirrung nahm zu. Wilhelmine! sagte der Graf mit der so schön zitternden Stimme eines vollen und zurückgestossenen Herzens, mit dem zärtlich rührenden Vorwurf in seinen Blicken, und Wilhelmine, die aufgestanden war zu gehen, warf sich laut schluchzend an seine Brust.

Diese erste Umarmung der Liebe verhinderte beyde, sich bestimmter zu erklären. Sie täuschten sich beyde selbst, und erst nach einigen Tagen merkte der Graf, daß Wilhelmine seinen Rang gar nicht als ein Hinderniß ihrer Liebe betrachtet hatte. Es fiel ihr nicht einmal ein, daß je in des Grafen Herze die Rede davon hätte seyn können,

und so schwach ist der Mensch, der Graf schien einen Triumph dadurch verloren zu haben, den, seiner Geliebten ein Opfer zu bringen mit seinem Range. Er schien weniger Werth darauf zu legen, daß ihn Wilhelmine nicht einmal dieses Vortheils für fähig hielt. Indeß nach und nach machte denn doch das Daseyn der Frau von Dürbeck eine Erklärung über diesen Punkt nothwendig. Der Graf machte diese Erklärung mit aller Freyheit. Wilhelmine achtete kam darauf. Sie liebte den Grafen, sie war glücklich; was hatte sie noch zu wünschen? Das Wort Heurath fiel ihr wohl in manchen Augenblicken bey; allein sie trennte es von ihrer Liebe ganz. Sie überließ es der Zeit, den Umständen. Der Graf, der mehr dabey zu bedenken hatte, dachte desto öfterer an die schönste Stunde seines Lebens, da Wilhelmine ganz seyn würde. Nun aber, nachdem das Wort Liebe aus dem Herzen des Mädchens war, nun sie ihm sagen konnte ohne Rückhalt: ich liebe dich, da erst entfaltete sich die schöne Seele des Mädchens ganz dem Geliebten. Vorher hatten alle ihre Gespräche ein ungewisses Kolorit. Alle ihre schönsten und heiligsten Empfindungen hingen an dem Worte Liebe; durfte sie das nicht aussprechen, so mußte sie auch den reichen Schatz ihres Herzens verschließen. Jetzt aber, da der Sonnenstrahl der Liebe den Kerker des schönen Schmetterlings geöffnet hatte, hob sich ihre Seele auf den schö-

nen Schwingen der neuen Gefühle hoch empor, und der Graf schwamm in dem unaussprechlichen Sturme des Entzückens mit der Geliebten in die ewigen Gefilde der Tugend und der Ewigkeit. Alles, was noch von alten Vorurtheilen in sei r Seele da war, verbarg sich, wie giftiges Ung ä- fer, in die heimlichsten kältesten Falten seines Herzens vor der belebenden Wärme der Liebe und der Vollkommenheit des Mädchens.

Die Frau von Dürbeck wagte es nur einmal, ein Paar spöttische Anmerkungen über seine Liebe zu Wilhelminen zu machen. Er nahm sie so frostig, so ohne alle Vertheidigung auf, sah dabey seine Schwester so durchborend an, daß sie von der Zeit an schwieg. Noch hatte der Graf nichts von einer Heurath gesagt: die Frau von Dürbeck fühlte, daß die geringste Beleidigung Wilhelminens Veranlassung zu der Heurath seyn könnte. Sie behandelte also das Mädchen artig, aber kalt und steif, und zog ihr Bruder die Seite einmal an, so antwortete sie nichts als: ich habe dein Versprechen, Bruder! Indeß wurde das Vertrauen der beyden Liebenden unbegränzt. Der Graf konnte nicht eine Minute ohne Wilhelminen zubringen. Sie hatten keine andern Geschäfte, als die sie zusammen verrichten konnten. Der frühe Morgen vereinigte sie, die Mitternacht trennte sie erst. Der Graf fühlte sich bey Wilhelminen groß und edel. Die Bewohner seiner Güter wurden unter

dem segnenden Hauche der Liebe ihres Herrn glücklich. Wilhelmine wurde als der Schutzgeist der Güter angebetet.

Mit jedem Tage wurde der Wunsch des Grafen feuriger, Wilhelminen bald ganz seyn zu nennen. Er konnte nur die Manier nicht finden, es seiner Schwester zu erklären, daß ihre ehmalige Jungfer ihre Schwägerinn werden sollte. An dieser Kleinigkeit hieng sein Entschluß. Wilhelmine ahnte es nicht. Sie glaubte, er, der unter den Sternen mit ihr gieng, der vor den tausend Augen des Himmels ihr sagte: ich liebe dich, würde seinen Triumph darin finden, es der ganzen Welt zu sagen. Wilhelminens Liebenswürdigkeit, des Grafen sehnendes Verlangen, eine versteckte, aber mit jedem Tage mehr erwachende Sinnlichkeit befestigte des Grafen Entschluß, nicht mehr zu zögern, immer mehr. Er nahm sich fest vor, es seiner Schwester kurz weg zu sagen: da mußte die Frau von Dürbeck auf einen Monat verreisen. Sie nahm so zärtlich von ihrem Bruder Abschied, selbst von Wilhelminen, sie ließ gegen ihren Bruder sogar ein Paar Worte fallen, die ihm die angenehme Hoffnung gaben, daß seine Schwester nicht ganz unbeweglich über diesen Punkt bleiben würde.

Er wollte sogleich reden. Die Frau von Dürbeck verschloß ihm mit der Hand den Mund. Wenn ich zurück komme, rief sie, lieber Bruder, dann hoffe ich, sollst du mit mir zufrieden seyn.

Ich hoffe, mein Bruder liebt mich so brüderlich, daß er ohne mein Wissen keinen Schritt thun wird, der mich so nahe angeht! und mit den Worten hüpfte sie in den Wagen.

Nun waren die beyden Liebenden ganz allein. Die Einsamkeit, die Liebe, die nahe Hoffnung ihrer vollkommenen Vereinigung, die schönen Sommerabende, die Sinnlichkeit verriethen sie. Sie wurden Mann und Weib, ehe sie der Altar vereinigte. Der Graf schwor zu den Füßen seiner verrathenen Geliebten feste Treue. Wilhelmine erstaunte, daß er schwor, was sie nie bezweifelt hatte.

Selbst dieses geheimnißvolle Vergnügen, selbst diese halbe Reue, diese Unruhe, die den geheimen Genuß begleitete, gab ihrer Liebe einen Reiz mehr. Ist etwas süßeres als den Kummer eines geliebten Herzens tragen helfen? und war denn der Tag ihrer Verbindung nicht so nahe?

Was hatte der Graf nun seinem geliebten Weibe zu verschweigen? Er entdeckte Wilhelminen die Abneigung seiner Schwester gegen ihre Verbindung. Wilhelmine lächelte. Er fuhr fort: sieh, meine Einzige, du bist mit ihr in einem so seltsamen Verhältniß gewesen. —

Ich bin ihre Jungfer gewesen, sagte Wilhelmine. Sie merkte nicht, daß er das Wort umgieng. Ich liebe meine Schwester, fuhr er fort: und so wünschte ich, daß sie zufrieden mit unserer Verbindung wäre. Dagegen hatte Wilhelmi-

ne nichts. Sie wünschte das selbst. Allein aus einigen Wendungen seines Gesprächs merkte sie auch, daß der Graf einen Werth auf das Opfer legte, das er ihr brachte. Sie wurde tiefsinnig. Sie verlangte, er sollte das gar nicht als ein Opfer ansehen; allein die feurigen Versicherungen seiner ewigen Liebe verjagten sehr bald die aufsteigenden Zweifel aus ihrer Seele wieder. Sie fühlte, sie würde für einen Bruder eben die Schonung haben. Sie war ja schon des Grafen Weib. Sie willigte sehr gern in das Benehmen, daß er sich und ihr vorschrieb gegen die Frau von Dürbeck.

Wie die Frau von Dürbeck zurück kam, so kündigte sie ihrem Bruder den Besuch seines Oheims, eines sehr stolzen Grafen von Rollenhagen, und einiger anderer Verwandten an, ohne nur mit einem Worte weiter seiner Liebe gegen Wilhelminen zu erwähnen. Dem Grafen mußte der angekündigte Besuch aus tausend Gründen unangenehm seyn. Allen seinen Verwandten, die kommen wollten, besonders seinem Oheim, war er Ehrerbietung schuldig. Er kannte den Stolz seiner Familie, und eben so gut kannte er auch Wilhelminens Empfindlichkeit gegen auch den allerkleinsten Schein der Zurücksetzung. Er befürchtete unangenehme Szenen! ob er gleich fest entschlossen war, Wilhelminen die Rechte zu verschaffen, die seiner Frau gebührten.

Seine Gäste kamen an. Am Abend kam Wil-

helmine zu Tisch. Sie selbst hatte, auf die Erzählung des Grafen von dem Stolze seiner Verwandten, es sich verbeten, mit zu essen. Allein der Graf drang darauf. Wie sie in den Saal trat, wendeten sich aller Blicke auf sie. Der Graf faßte ihre Hand, und führte sie zu seinem Oheim. Die Mamsell Garthof, mein gnädiger Oheim; ein sehr achtungswerthes Frauenzimmer, die sich das Vergnügen macht, meiner Schwester Sohn zu erziehen. Der alte Graf war noch artiger, als sein Neffe gedacht hatte. Man setzte sich, man behandelte Wilhelminen auf keine Weise unartig; allein man redete solche Dingen, von denen sie nichts wußte, und mischte sie sich, was sie ein Paarmal that, in das Gespräch, so antwortete man ganz kurz ab. Selbst dem Grafen ließ man nicht Zeit, mit ihr zu reden, was er einige male versuchte, um sie zu heben. Nach Tische gieng Wilhelmine. Eine alte Dame fragte: Sie hatten einmal eine Kammerjungfer, liebe Dürbecken, war das nicht das Mädchen? Der Graf erröthete. Für eine Kammerjungfer weiß sie sich doch ganz gut noch zu benehmen. — Sie ist bescheiden, sagte der alte Graf: und das ist allemal gut, wenn diese Leute wenigstens einsehen, unter was für Menschen sie sind. Der Graf glühete innerlich. Aber was sollte er hier sagen? Seine Schwester hatte ihn gebeten, sich gegen seine Verwandten von allen seinen Wünschen nichts merken zu lassen. Er

fand das für das Beste, um seine Geliebte nicht auszusetzen.

Die Frau von Dürbeck hielt Wilhelminen eine Lobrede, die man kalt anhörte, und der Graf sagte: ey die Jungfer mag recht gut seyn. War nicht ihr Vater ein armer Teufel, dem sie das liebe Brod noch gaben? Der Geliebte des Mädchens konnte vor innerm Zorn nicht reden. Aber er fühlte etwas saures, bey dem Worte Kammerjungfer. Er hätte sein halbes Vermögen darum gegeben, wenn sie nur das nicht gewesen wäre. Das alte verjährte Vorurtheil brach wieder mächtig in seinem Herzen hervor. Er suchte, wie er allein war, nach einem Mittel, seinen Stolz mit seiner Liebe zu vereinigen. Er fand mit Erstaunen, daß er noch nicht frey war von dem Vorurtheil seines Standes, so oft er auch in Wilhelminens Armen desselben gespottet hatte. Er schlich zu Wilhelminen hinüber; er war sehr zärtlich; indeß fehlte es seiner Zärtlichkeit an dem raschen, ungestümen Feuer, womit die arglose Unbesorgtheit sich äußert.

Wilhelmine hatte andere Betrachtungen angestellt. Sie fühlte sich nicht von des Grafen Gästen beleidigt; sie hatte wohl nichts anders erwarten können; allein der Graf selbst hatte in seinem Benehmen etwas gehabt, das ihr nicht gefallen hatte. Nichts erhebt den Argwohn leichter, und macht ihn giftiger, als der kleinste Anschein der

Zurücksetzung von dem Geliebten. Und so etwas war, glaubte sie, geschehen. Sie beschloß, den Grafen zu beobachten, ohne ihren Verdacht zu äußern. Sie waren also beyde jetzt gegen einander zwar zärtlicher, aber gespannt. Sie fühlten sich beyde verlegen.

Der Graf hoffte, der künftige Tag sollte Wilhelminen besser gegen seine Verwandten setzen, und Wilhelmine, es würde zu einer Szene kommen, in der nothwendig der Graf sie bestimmt in seinen Schutz nehmen müßte. Sie irrten sich beyde; denn der ganze Versuch war ein vorher einstudirter Plan der Frau von Dürbeck, die beyden Liebenden zu trennen. Man war auf die Vorstellungen der Frau von Dürbeck übereingekommen, nicht Wilhelminen zu beleidigen, sondern nur durch die gewöhnliche Nachläßigkeit einen Stachel an des Grafen Herz zu werfen. Die listige Frau fühlte, daß der Graf, sobald Wilhelmine beleidigt wurde, sie bestimmt in seinen Schutz nehmen würde, und daß dann nach dem heftigen Charakter ihres Bruders alles verloren sey. Eben deswegen hatte sie die Verwandten ausgesucht, die ihren feinen Plan begreifen und ausführen konnten. Sobald also Wilhelmine den andern Morgen zum Thee erschien, was sie auf des Grafen Bitten that, so hob das Spiel wieder an. Der Graf gab Wilhelminen jede Gelegenheit sich zu heben. Man achtete nicht darauf. Niemand bemerkte

Wilhelminen. Auf die Länge, das konnte nicht fehlen, machte das seine Geliebte unbeholfen und verlegen. Der Graf glühete, und nun redete die Frau von Dürbeck sie ein Paarmal an. Wilhelmine antwortete nicht, wie sie gewohnt war. Der Graf sah ein kleines Lächeln auf den Lippen eines seiner Verwandten, der in dem Rufe eines sehr gebildeten Mannes stand. Er wünschte heimlich seine Gesellschaft, sich selbst und seiner Geliebten Verlegenheit.

So gieng das einige Tage fort. Der Anstand wurde nie verletzt; allein diese kalte lächelnde, schonende Höflichkeit, unter deren zerschmetterndem Gewichte Wilhelmine sich bewegen mußte, nahm ihr alle Leichtigkeit, gab ihr böse Laune, die noch übler wurde, weil sie eigentlich Niemand hatte, den sie anklagen konnte. Der Graf konnte, was er jetzt tausendmal wünschte, nicht losbrechen: denn er sah schon das Erstaunen, den Spott, das höhnische Lachen auf allen Gesichtern seiner Verwandten, wenn er sagen würde, daß Wilhelmine ihm mehr sey.

Dem Trotz kann man Trotz entgegen setzen, der Unvernunft Kälte und Stärke, dem Zorn Ruhe, dem Grimme ein siegendes Lächeln: aber was soll man dem Lachen, dem Spott, einem verächtlichen Kopfschütteln entgegen setzen? Der Graf fieng an, Gott zu danken, daß man seine Liebe zu Wilhelminen nicht wußte. Er setzte in seinen

Gedanken seine Verbindung mit dem Mädchen noch wenigstens so lange hinaus, bis ein Zufall ihn berechtigen könnte, seine Verbindung zu erklären. Seine Liebe war nicht vermindert, aber in seinem Gemüthe lag eine Schärfe, die ihn jetzt zärtlicher, jetzt kälter machte. Er glaubte nicht, daß ihn Wilhelmine so genau beobachtete, noch weniger glaubte er, daß sie ihn so genau beobachten könnte.

Ihr Vater, der in tausendfachen Verhältnissen mit Menschen aus allen Ständen gelebt hatte, gab ihr, da sie den Wunsch äußerte, zu der Frau von Dürbeck zu ziehen, die Lehre: sich nie, in keinem Verhältnisse, mit einem von Adel auf einen vertraulichen Fuß zu setzen. Es giebt jetzt, sagte er: Tausende vom Adel, denen selbst der Adelstolz verächtlich ist, die das Verdienst auch des Bürgerlichen ehren, mein Kind, weil sie selbst Verdienste haben, weil sie edle Menschen sind. Aber sie sind Menschen, und so müssen sie die Ketten nicht ihres eigenen Vorurtheils tragen, sondern die Vorwürfe, die Verachtung der Schlimmern aus ihrem Stande legen ihnen Ketten an, die eben so schwer sind, als wenn es ihre eigenen wären. Du willst zur Frau von Dürbeck, meine Tochter. Sey, was du dort seyn sollst, ganz: ihre Jungfer, die Erzieherin ihres Sohns, ihrer Vorleserin, ihre Sängerin, was du willst, und sie will: aber nie ihre Freundin. Dein Herz müßte einmal der Raub dieser Freundschaft werden, denn sie

müßte dich einmal verstoßen. Bey der Frau von Dürbeck war es Wilhelminen nicht schwer geworden, ihres Vaters Rath zu befolgen.

Aber jetzt fiel er ihr auch bey dem Geliebten ein. Ihr fiel ein, daß ihr Vater im Allgemeinen gesprochen hatte. Sie fieng sogleich an, ihren Geliebten auf das schärfste zu beobachten, und sie fand, die Unglückliche fand, daß seinem Herzen das Vorurtheil nicht ganz fremd war. Die bittere Empfindung, sich zurückgestossen zu sehen, erregte allen Stolz, dessen ihr Wesen fähig war. Die Hand, welche der Graf ihr als eine Wohlthat bot, beleidigte sie. Was, fragte sie sich selbst: wenn nun seine Liebe zu mir endigte? wenn er das Opfer, das er mir bringt, dann schwer findet? Sie erschrack vor den Folgerungen, die sich daraus so natürlich ziehen ließen. Sie kam zu keinem Entschlusse; denn sie liebte den Grafen unaussprechlich. Der Graf hingegen gieng auf einem ganz andern Wege. Er hatte nicht einen Gedanken daran, seine Verbindung mit Wilhelminen aufzugeben. Er war das glücklichste Wesen in ihren Armen; allein ihn drängte auch kein Wunsch, die Verbindung mit ihr gesetzlich zu machen. Sie war ja ganz sein; was noch fehlte, war ihm sogar in gewißen Augenblicken lieb. Leise stieg der Wunsch in ihm auf, daß Wilhelmine so mit ihm fortleben möchte. Ist sie nicht glücklich? dachte er. Ist es denn mein Name, um den sie

mich liebte? Nein, mein Herz! Er bedachte nicht, daß dann sein Name der kleinste Lohn dieser uneigennützigen Liebe seyn mußte, den er ihr gab.

Der Graf schwieg von Kopulation, und Wilhelmine, der jetzt sein Schweigen bedeutend wurde, fragte einmal in einer Wendung des Gesprächs mit aller Unbesorgtheit und Kälte, wenn er ihr seine Hand geben wollte. Sie sah ungeduldig seiner Antwort entgegen. Der Graf, von dem ruhigen Tone ihrer Frage getäuscht, antwortete zu aufrichtig. Jetzt gleich, sagte er liebes Kind, noch heute, diesen Augenblick. Nur, Wilhelmine, hoffe ich, wirst du nichts dagegen haben, wenn unsere Verbindung noch eine Zeitlang der Welt ein Geheimniß bleibt.

Warum? fragte sie sehr kalt, und ohne Nachdruck. — Das Verhältniß meines Standes, meine Verwandten —

Ich zweifle: sagte sie lachend, daß sie jemals ihre Einwilligung geben werden. Wenigstens die nicht, die ich kenne.

Er zuckte die Achseln. Also, fuhr sie leicht fort: heute oder übers Jahr, der Zeitpunkt ist Eins. Oder hast du Wünsche, daß unsere Verbindung noch geheim bleibe? das wäre etwas anders. Er küßte ihre Hände. Ja, liebste Wilhelmine, wir wollen uns heute noch kopuliren lassen aber ich ersuche dich Geliebte, noch eine Zeitlang zu verschweigen, daß du meine Frau bist. Ich will alle Anstalten machen.

Aetzendes Gift floß in Wilhelminens Seele. Wozu denn die Eile? fragte sie mit einem Seufzer. Laß uns das überlegen! Sie giengen auseinander, er froh, daß sie es so leicht nahm, sie mit dem zerdrückenden Bleygewicht auf ihrer Seele, daß der Graf sich ihrer schäme. Und wie kann er mich lieben, wenn er sich meiner schämt? dachte sie weiter; wie soll ich ihn glücklich machen, wenn er mich so wenig achtet? Tausend Wies folgten auf einander. Wie, rief sie zuletzt: hab' ich je meines Vaters Lehre vergessen können! Der Entschluß wurde nun fest von ihr gefaßt, nie des Grafen Frau zu werden, und wurde noch stärker, da der Graf in ein Paar Tagen nichts weiter sagte. Wilhelmine nahm also alle ihre Stärke zusammen zu einem Gespräche, um ihrer Sache gewiß zu werden. Sie schien die Nothwendigkeit der Geheimhaltung ihrer Verbindung selbst zu fühlen. Sie gab sie dem Grafen zu. Sie gieng noch weiter: sie suchte die Gründe dieser Nothwendigkeit auf; der Graf würde nicht so elende, so armselige Gründe gefunden haben. Er billigte sie. Sie sah mit beklemmender Gewißheit, daß der Graf, Trotz seiner Liebe, sich ihres Standes schäme. Sie umarmte ihn bey seinem Weggehen mit einer ahnungsreichen Zärtlichkeit. Er reiste mit seiner Schwester auf zwey Tage in die Nachbarschaft.

Kaum war er fort, so schrieb Wilhelmine ein Billet, packte ihre Sachen ein, und eine ziemliche

Summe Geldes, die der Graf ihr geschenkt hatte, ließ anspannen, und fuhr ins nächste Städtchen, wo eine Poststation war. Hier nahm sie Postpferde und fuhr weiter.

Der Graf erhielt bey seiner Zurückkunft folgendes Billet: „Ich erspare Ihnen, lieber Graf, und mir die Reue, daß wir uns geliebt haben, durch meine Abreise. Ich liebte allein Sie, nicht Ihren Rang; auch Sie liebten mich, das weiß ich mit fröhlicher Ueberzeugung in dieser trostlosen Stunde meines Lebens. Eine Verbindung mit mir m u ß t e Ihnen ein Opfer scheinen; das allein konnte ich nicht zugeben. Großmuth ist es nicht, die mich von Ihnen reißt, wie sie leicht nach Ihrer Art zu fühlen glauben möchten. Es ist vielmehr reines Selbstgefühl meines Werths. Auch hat mir die Abreise weit weniger Ueberwindung gekostet, als mir das Dableiben gekostet haben würde. Ich will lieber weinen, als zittern, lieber unglücklich seyn, als mir selbst verächtlich. Unsre Herzen täuschten sich mit einer Stärke von Tugend, die erst das Loos einer glücklichen Zukunft seyn wird. Ich konnte nichts thun, als den süßen Irrthum unsrer Herzen verbessern. Sie werden mich nie vergessen, und ich werde Sie ewig lieben; und wenn schon ein Vorurtheil uns trennte, ich bin gerecht genug zu glauben, daß Sie es werth waren, von diesem Vorurtheile frey zu seyn. Wilhelmine.“

Der Graf überlas das Billet hundertmal, und verstand es nicht. Er kannte ja den Ideengang Wilhelminens nicht. Er hielt in der That ihre Abreise für Großmuth, die nichts als der edelste Stolz des Mädchens gewesen war. Er setzte sich sogleich zu Pferde. Er ritt von Poststation zu Poststation. Er verlor indeß sehr bald ihre Spur, und kehrte trostlos zurück. Sobald er Wilhelminen nicht mehr hatte, fühlte er innig die Größe ihres Verlustes. Er wäre jetzt im Stande gewesen, um ihre Hand vor dem Angesichte des ganzen Adels auf den Knien zu bitten. Er verwünschte seine Unschlüßigkeit, seinen Stolz, besonders da er nach und nach durch Ueberlegung fand, daß der Vorschlag einer heimlichen Verbindung ihm ohne Zweifel Wilhelminen geraubt hatte. Er verwünschte seine Schwester, seine Verwandten. Er erklärte jetzt seiner Schwester, die von Wilhelminens Abreise gar nichts begriff, mit sehr planen Worten und bestimmter Versicherung, daß er Wilhelminen heurathen würde, sobald er sie fände. Er sagte das laut und öffentlich, er schrieb das seinen Verwandten, und die Frau von Dürbeck, die Wilhelminens Abreise für nichts als einen Theaterstreich hielt, um die Sehnsucht ihres Bruders zu spannen, glaubte sich verloren. Sie sagte ihm mit bittern Spott: o wenn das dein Ernst ist, Bruder, so sey ruhig, die Prinzeßin wird sich wiederfinden. Dieser Kunstgriff ist so

abgenutzt, daß ich mich nur wundere, wie er dich täuschen kann. Der Graf schrieb, ritt, fuhr, reiste, fragte; allein der Aufenthalt Wilhelminens blieb verborgen. Er kehrte nach sechs Monaten unabläßigen Forschens nach Rollenhagen zu seiner Schwester zurück und rief: ich bin verloren! Sie ist verschwunden!

Wie die Schwester seine Reise erfuhr, so fieng sie an zu glauben, daß Wilhelmine doch wohl keine Rolle gespielt hatte. Vorher hatte sie gesagt: die listige Schlange: jetzt sagte sie: das einfältige Geschöpf! Wehe dem Menschen, daß ihm so oft die Tugend nichts ist als List oder Dummheit! Was muß diesem Menschen das Leben seyn? und was das Grab? Der Graf überließ sich einer finstern Melancholie, von der ihn zwar die Zeit wieder heilte; aber Wilhelminens Verlust ersetzte ihm nichts auf der Welt. Seine Verwandten machten mehrere Versuche, ihn zu verheurathen. Sie brachten die reizendsten Mädchen, die gebildetsten Mädchen mit ihm ihn Verbindung. Der Graf verglich sie mit seiner verlornen Wilhelmine, und er blieb kalt. Er machte noch von Zeit zu Zeit Reisen, um Wilhelminen irgendwo zu finden; allein immer vergebens. Endlich vergrub er seinen leichten, wehmüthigen, aber unauslöschlichen Kummer mit sich in die Einsamkeit seiner Güter. Hier noch umschwebte ihn der wohlthätige Genius Wilhelminens. Er theilte seine Zeit in Studiren und

in die Wohlthätigkeit gegen seine Unterthanen. Man gab es endlich auf, ihn verheurathet zu sehen, und der junge Dürbeck wurde zu seinem Erben erklärt, und so nach den Ansprüchen auf den Reichthum seines Oheims erzogen.

Wilhelmine reiste indeß mit ihrem Kummer, aber auch mit dem beruhigenden Gefühle, daß sie recht gethan hatte, weiter. Sie gieng nach Hamburg zu, dort glaubte sie als Gouvernante oder in einer andern Lage am ersten unterzukommen. Sie traf noch mit einem andern Wagen auf einer kleinen Poststation zusammen. Die Reisenden waren ein ältlicher Mann von einem schönen Ansehen, und seine Frau, mit einem lieblichen Gesicht. Der Mann hob Wilhelminen von der Postchaise. Sie aßen zusammen. Man fand, daß sie alle nach Hamburg wollten. Die Fremden thaten Wilhelminen den Vorschlag, da sie keinen eignen Wagen hatte, in dem ihrigen mit zu reisen. Das wurde gern angenommen.

Man reiste weiter. Der Fremde fragte Wilhelminen, wer sie sey. Sie antwortete im Gefühl ihres Schmerzens: eine unglückliche, von ihrem Manne verlassene Frau. Der Fremde sah sie forschend an. Er fragte nichts weiter als nach ihrem Namen. Madame Franken. Der Fremde ließ sich nun mit Wilhelminen in ein umherlaufendes Gespräch ein, und nach einer Stunde rief er: der Bösewicht! Wilhelmine sah ihn groß an. Ich

meyne, sagte er: ihren Mann. Er war ein sehr edler Mann, mein Herr, sagte Wilhelmine sanft und bereuend: nur das feinste Gefühl der Ehre hat uns getrennt. Der Fremde fragte nicht nach ihren Schicksalen, so wenig wie seine Frau, was ihnen Wilhelmine verdankte. Er fragte nach ihren Absichten in Hamburg. Wilhelmine sagte sie ihm. Wilhelmine fühlte auf dieser Reise die Aufheiterung, welche eine geistvolle Unterhaltung giebt. Der Fremde erzählte von seinen Reisen, er kannte eine unglaubliche Menge Menschen, und zwar sehr genau. Es nahm Wilhelminen nicht mehr Wunder, da sie erfuhr, daß der Fremde der Directeur des Schauspiels aus Hamburg war.

In Hamburg nahm der Directeur Wilhelminen mit zu sich. Er hörte sie singen, spielen, er hörte sie lesen, und dennoch that er ihr den Vorschlag nicht, aufs Theater zu gehen. Wilhelmine las zuweilen für eine fehlende Aktrize eine Rolle in den Leseproben. Sie las richtig. Man feuerte sie an, und dennoch that ihr der Directeur den Antrag nicht, aufs Theater zu gehen. Wilhelmine fiel selbst auf den Einfall. Ihr Wirth stellte ihr die Last dieses unendlich schweren Standes vor. Wilhelmine glaubte ihm nicht. Sie widerlegte alle seine Einwendungen, und sie betrat die Schaubühne. Ihre Schönheit, ihre Stimme, ihre richtige Sprache, ihr schnelles Gefühl machten sie sehr bald zu dem Lieblinge des Publikums. Sie

wohnte bey dem Directeur, und es wurde sehr bald gewiß, daß sie so tugendhaft als schön war.

Schon nach drey Monate machte die Frau des Directeurs die Entdeckung, das Wilhelmine Mutter werden würde. Wilhelmine erschrack zwar vor dieser Entdeckung; aber doch hob sich ein schönes Gefühl des Entzückens in ihrer Seele. Jetzt, jetzt wurde ihr das Andenken des Grafen unendlich theuer; jetzt hob sich die Liebe wieder bis zu dem Wunsche, ihn nicht verlassen zu haben. Ihre Gefühle erhielten durch das Gefühl Mutter zu werden etwas überirrdisches. Ein heiliges Feuer fachte sich in ihrer süß beklemmten Brust an. Sie lebte hier in einer Art von Ueberfluß. Sie legte von ihrem Gehalt zurück, anfangs, wie der Directeur sagte, für ihr Alter, jetzt für ihr Kind. Eine neue Empfindung belebte sie. Sie hatte bis dahin die ersten Liebhaberinnen gemacht; jetzt wählte sie in einem Trauerspiel die Rolle einer Mutter, und die Worte: ich werde bald Mutter seyn! die fast immer ein Lächeln beym Parterre hervorgebracht hatten, setzte sie in dem Trauerspiel mit einer solchen Erhabenheit, die Thränen drangen bey den Worten so gewaltsam aus ihren Augen hervor, das Gesicht war so heilig, so entzückt dabey, daß ein allgemeines Gefühl der edelsten Rührung das Haus ergriff. Niemand lachte, obgleich Wilhelminens Gestalt die Worte bestätigte. Sie

wurde endlich die glückliche Mutter eines gesunden Mädchens, und ihr Entzücken war ohne Maaß.

Sie erzog ihre Tochter mit einer Vorsicht ohne Gleichen. Sie nahm jetzt fast gar keine Besuche an, und gab keine als nur bey den Bessern ihrer Gesellinnen. Ihr Zimmer war ein Heiligthum; über ihre Schwelle kam das Gelächter nicht, nicht der fröhliche Leichtsinn ihres Standes. Bey ihrer Tochter war Wilhelmine eine Heilige, eine Priesterin der ernsten Tugend, der Ewigkeit; auf der Bühne nur die fröhlige Priesterin Thaliens. Sie machte sogleich in den ersten Jahren ihres neuen Lebens die Erfahrungen, daß die Alten wohlgethan hatten, keine Frauenzimmer auf die Bühne zu bringen. Sie selbst wäre wieder von der Bühne abgetreten, wenn die Sorge für ihrer Tochter Leben, und der Ruhm sie nicht gehalten hätten; allein sie war fest entschlossen, ihrer Tochter die Bühne völlig zu verschließen. Sie scheute die schlüpfrigen Bretter der Schaubühne, und sie gab das Beyspiel, daß die Tugend sie betreten kann, ohne zu gleiten.

Gott, rief sie oft: wenn ich nichts wäre als Schauspielerin! o wie dank ich dir, daß ich auch Mutter bin. Ihre Tochter füllte den Kreis ihres Denkens, ihres Handelns und ihres Glückes aus. Hier auf der Bühne, hinter den Kulissen, in den Gesellschaften ihrer Gespielinnen lernte sie, wie wenig der Mensch ist, und in ihren Gefühlen des

reinen Herzens, in der Einsamkeit, bey ihrer Tochter lernte sie, wie viel der Mensch seyn kann. Sie unterrichtete ihre Tochter selbst; sie wiederholte nur die Erziehung, die sie genossen hatte. Der Mensch ist für die Ewigkeit durch die Tugend da, das war der Grundsatz, auf den alle ihre Lehren abzweckten. Dies behielt sie unablässig im Auge. Alles, alles war zu verlieren, zu vergessen, zu entbehren, nur der Wille für das Gute nicht, nicht die Sehnsucht nach der Ewigkeit. Diese Erziehung allein kann den Charakter des Menschen befestigen, nichts weiter. Festigkeit des Charakters, etwas anders fest zu halten als den Willen für das Gute, ist Trotz, Eigensinn, nichts mehr. Die kleine Karoline bekam bey dem weichsten Herzen schon in der frühesten Jugend eine unerschütterliche Festigkeit oder vielmehr die Anlage dazu. Sobald die Kleine sechs Jahr alt war, verließ die Mutter mit ihrer Tochter die Stadt. Sie bezog ein kleines Gartenhaus in einer reizenden Gegend an der Elbe. Wilhelmine hatte das Glück gehabt, eine unglückliche Wittwe zu finden, der sie, wenn sie in der Stadt war, ihre Tochter anvertrauen konnte, und welche eben die Regeln der Erziehung bey dem Kinde befolgte. Auf diesem Landhäuschen lebte Wilhelmine völlig einsam. Sie hatte hier jeden Besuch verbeten.

Man nannte das Eigensinn; allein man gab ihren Wünschen nach, weil sie geliebt wurde. Hier

in der Natur erhielt Karoline die ersten Eindrücke auf ihr Herz. Hier lernte sie von ihrer Mutter Musik, Lesen und die weiblichen Geschicklichkeiten. Sie wußte nicht einmal, was ein Schauspiel war, obgleich ihre Mutter die Zierde desselben war. Ein Paar gutartige Kinder eines benachbarten Gärtners waren ihre Gespielen. Man verbarg ihr vorsetzlich die Verbrechen der Menschen. Man füllte ihr Herz und ihre Phantasie ganz mit der Tugend an, ehe man sie mit der Verdorbenheit der Menschen bekannt machte. Ein geschickter Schulmann unterrichtete sie täglich ein Paar Stunden in der Naturlehre und den andern Wissenschaften, deren Werth Wilhelmine durch Lesen kennen gelernt hatte. Karoline war zehen Jahr alt, da fieng denn die Mutter an, das Bild des Menschen nach und nach auch mit seinen häßlichen Zügen der Tochter unter die Augen zu bringen. Sie lernte nun auch die Lebensklugheit, freylich noch ganz theoretisch, aber richtig. Die Mutter verschwieg der Tochter nicht, wie wenig sie von den Menschen zu erwarten hatte, und wie sehr sie ihr eigenes Herz fürchten müßte. Sie fieng mit Karolinen an zu lesen. Fast alles war Karolinen neu. Jede Seite gab Veranlassung zu den unterrichtendsten Gesprächen über den Menschen.

Sie verschwieg sogar Karolinen nicht, daß sie unendlich schön sey. Sie zeigte ihr, welch eine gefährliche Schlinge ihre Schönheit und die Schmei-

cheley der Männer für sie werden könnte. Sie belegte diesen Unterricht, der so ganz versäumt oder so nachläßig getrieben wird, mit Beyspielen, woran es ihr in ihrer Lage nicht fehlen konnte. Es war in der That der Mutter Wunsch, ihre Tochter tugendhaft und nicht die Tugend zu einem Netze einer guten Heurath zu machen. Sie legte also den Werth des Mannes in ganz etwas anders als in ein einträgliches Amt, oder in einen grossen Titel. Sie heuchelte auch mit der Tochter nicht; sie verschwieg ihr nicht, wie viel Jugend, männliche Schönheit für ein Mädchen wären; aber sie lehrete sie, daß das kein Verdienst, nichts als ein Glück sey.

Was aber hauptsächlich einen wichtigen Punkt in Wilhelminens Erziehung ausmachte, war ihr eignes Schicksal. Vor nichts warnte sie ihre Tochter mehr und dringender, als vor der Freundschaft, vor dem Vertrauen mit Menschen aus höhern Ständen. Ueber dieses Kapitel redete Wilhelmine immer mit Thränen in den Augen, mit der ganzen angestrengten Kraft ihres Herzens, und hierin drang sie auch am tiefsten in ihrer Tochter Seele ein. Von nichts in der Welt war Karoline mehr und inniger überzeugt, als daß ein Grosser nie das Vorrecht, das ihm die Geburt giebt, vergessen könnte, wäre er auch noch so edel. Es ist, sagte die Mutter: durchaus in alle Fasern seiner Seele verwachsen, alle seine Gedanken, Empfindungen tragen seine Farbe. Er kann sich nicht davon losmachen. O mein Kind,

setzte sie hinzu, und schloß ihre Tochter an sich: was es dir auch kosten mag, reiß dein Herz von jedem los, der über deinen Stand ist, ehe du gezwungen wirst, es los zu machen.

Ueber diesen Punkt war die Mutter am ausführlichsten, am gerührtesten; sie kam jeden Augenblick darauf zurück, und es drückte sich unauslöschlich tief in Karolinens Seele. Je älter Karoline wurde, desto bestimmter wurde auch der Unterricht über den Menschen; allein die Energie und die Reinheit ihres Herzens, die Unschuld ihres Wesens blieben dieselben. Sie wurde, und nur bey einer solchen Erziehung ist es möglich, die Freundin ihrer Mutter. Sie liebten sich mit unaussprechlicher Zärtlichkeit.

Jetzt aber wurde es doch nach und nach bekannt, welch eine schöne Tochter Madame Franken hatte. Die Schauspielerinnen wurden neugierig. Sie überfielen Mutter und Tochter, erstaunten vor dem hohen Reiz des Mädchens, und nun gieng es von Mund zu Mund, daß die Mamsel Franken tausendmal reizender sey als ihre Mutter in der vollsten Blüthe. Man hatte sich zwar in Hamburg daran gewöhnt, an die Tugend einer Aktrize zu glauben. Allein das Wort Schauspielerin war doch lockend genug, wenigstens das reizende Geschöpf zu sehen. Die Gegend wo Wilhelmine wohnte, war nun der Spaziergang junger Herren. Einige waren unverschämt genug sich einzudrängen.

Die Schauspieler lagen Madame Franken an, ih-

re schöne Tochter auf das Theater zu bringen; sogar das Publikum schien es zu verlangen. Wilhelmine wollte die Bühne noch nicht verlassen, um ihrer Tochter ein Vermögen zu sammlen; sie sah sich also gezwungen, ihre Tochter von sich zu lassen, um dem mannigfaltigen Andringen an ihre Tochter auszuweichen. Sie sandte also ihre Tochter mit der Wittwe in eine Stadt, wo sie mit ihrem Vater ehedem gelebt hatte, und wo sie eine sehr ehrliche Familie gekannt hatte, deren Bekanntschaft sie ihrer Tochter zu machen rieth. Wilhelmine hatte ihre Tochter nicht mit ihren Schicksalen bekannt gemacht; sie fürchtete, daß die Bekanntmachung ihre Tochter einmal wieder mit dem Grafen in einen Zusammenhang bringen könnte, den sie für ihrer Tochter Ruhe nicht zuträglich hielt. Karoline wußte also nichts weiter, als daß ihr Vater, Namens Franke, ein Mahler gewesen, und daß nach seinem Tode ihre Mutter, um sich zu nähren, Schauspielerin geworden sey. Weiter wußte Niemand etwas.

Karoline kam also mit ihrer Pflegmutter in A*** an. Sie fanden die Familie noch, obgleich die Leute nichts von einer Frau Franken wissen wollten. Sie erhielten in dem Hause ein Paar Zimmer, und sie lebten hier sehr eingezogen und einfach. Dies Leben hatte einen neuen Reiz für Mutter und Tochter. Sie schrieben unabgesetzt jeden Posttag an einander. Die Tochter war in einer neuen Welt, in neuen Verhältnissen. Dieser Briefwechsel war aufs neue

für die Tochter sehr unterrichtend. Er übte sie im Schreiben, und zwang sie, über ihre kleine Begebenheiten strenger zu denken als ehemals.

Um die Stadt her war eine sehr romantische Gegend. Ein Flus mit sehr schönen hohen felsigten Ufern strömte an der Stadt weg in ein weites Thal, das den Augen ganz offen mit seinen Dörfern, Weinbergen, Wäldchen, und kleinen Höhen da lag. Hieher auf diese Felsenhöhen gieng Karoline sehr oft mit ihrer Pflegmutter. Hieher gieng auch eines Tages Karoline. Der Platz, wo sie zu sitzen pflegte, weil er der schönste ihrer Meynung nach war, war von einem jungen Menschen eingenommen, der mit frohen entzückten Blicken die schöne Gegend abzeichnete. Wie sich Karoline mit ihrer Pflegmutter näherte, sah der junge Mensch auf. Er sah Karolinen einen Augenblick lang an. Er zog den Hut sie zu grüßen, und in dem Augenblick warf er Hut und Papier von sich, rief: o mein Gott! und stürzte sich von den steilen Felsen mit einer furchtbaren Gewalt hinab. Karoline schrie auf, sie trat an den Abhang. Der junge Mensch sprang von Felsstück zu Felsstück mit grosser Geschicklichkeit und Geschwindigkeit, und nun sah auch Karoline, warum er diesen gefährlichen Lauf machte.

Ein Paar Kinder hatten oben am Anhange des Felsens gespielt; das eine geräth zu nahe an den Abhang, fällt hinab, und rollt mit grosser Gewalt dem Flusse zu. Das wars. Die Mutter der Kinder, die

auf dem Felde arbeitete, näherte sich lautschreiend. Karoline verfolgte mit angstvollen Blicken den hinabfliegenden Jüngling, der dem Kinde vorzukommen strebte. Er erreichte es glücklich in dem Augenblicke der größten Gefahr. Er ergriff das Kind und warf sich eben an dem steilsten Abhange mit dem Kinde auf dem Arm zu Boden. Weiter konnte er nichts thun, um sich selbst zu retten. Langsam hob er sich nun mit dem Kinde empor. Er kletterte wieder aufwärts. Karoline rief ihm zu, wohin er sich halten sollte, um die Höhe zu erreichen. Er erreichte sie glücklich. Karoline reichte ihm die Hand, um ihm völlig herauf zu helfen. Er war oben. Er drückte das Kind an seine Brust, er küßte es schweigend, dann gab ers der Mutter, es nach Hause zu bringen, mit einem Geschenk, das groß seyn mußte, weil die Frau ihren Sohn darüber vergaß, und nur für das Geld dankte.

Das Kind war betäubt. Die Mutter eilte, und Karoline stand bey dem Jünglinge, und fragte: mein Gott, wie kam das? Er erzählte, was er gesehen hatte, und so kam man schwatzend über den unglücklichen Vorfall wieder an die Stelle, wo er gesessen hatte. Hier half ihm Karoline seine Mappe, seinen Hut, seine Papiere sammeln. Karoline besah das Blatt, das er gezeichnet hatte. Sie sollten auch die Begebenheit darauf nicht vergessen, sagte sie. Hier sagte er: standen Sie mit der Mutter des Kindes. Er warf die Mutter mit dem Kinde auf

dem Arm mit ein Paar leichten Zügen aufs Papier. Darüber kamen sie auf die Aussicht zu reden. Der junge Mensch zeigte Karolinen die schönsten Punkte der Gegend, die sie kannte. Was sie aber nicht wußte, war, daß man mit frühen Morgen erst die Gegend in ihrer ganzen Pracht sehen konnte, weil sie alsdann von der Sonne erleuchtet war. Das wollen wir Morgen, sagte Karoline zu ihrer Pflegmutter. Sie giengen nun noch eine Zeitlang mit dem jungen Menschen. An einem Querwege, den Karoline gehen wollte, verließ er sie, und sie fragte, hatte er nicht etwas ungemein Edels in seinem Wesen?

Es war der junge Dürbeck, den Karolinens Mutter die ersten fünf Jahre erzogen hatte, den hier der Zufall mit Karolinen zusammen warf. Er war jetzt zwey und zwanzig Jahr alt, und Karoline beynahe siebenzehn. Der Jüngling war nicht bey seiner Mutter erzogen. Der Graf, der einen Widerwillen gegen seiner Schwester Grundsätze seit Wilhelminens Abreise erhalten hatte, wollte ihr die Bildung ihres Sohnes, die Wilhelminens schöner Geist angefangen hatte, nicht anvertrauen. Er lernte auf seinen Endeckungs-Reisen nach Wilhelminen einen jungen edlen Mann kennen, dessen hoher Enthusiasmus für das Gute zu der bittern Reue des Grafen über seine Lauigkeit für Wilhelminens Tugenden stimmte. Er wollte nun, daß sein Neffe frey von den Vorurtheilen seines Standes, die ihn Wilhelminen geka-

stet hatten, sollte erzogen werden. Der Graf irrte hier zum zweyten Male. Er traute sich wiederum mehr Tugend zu, als er hatte. Allein er mußte der verlornen Wilhelmine ein Opfer bringen, das war das Kind, das sie so sehr liebte. Der junge Dürbeck wurde also diesem jungen Manne anvertraut mit der vorzüglichen Bedingung, ihn frey von dem Stolze seines Standes zu erhalten. Es war ein Glück, daß sein Erzieher mit einem heissen Herzen ein sehr ruhiges Nachdenken und sehr gründliche Kenntniss verband, sonst hätte er einen thörigten Schwärmer aus dem jungen Dürbeck bilden müssen. Seine Erziehung wurde nun nach den Grundsätzen seines Oheims angefangen, und sie gelang so gut, daß Dürbeck ein edler Mensch wurde, ohne einmal recht zu wissen, was es sey, ein Edelmann seyn. Sein Lehrer zog mit ihm in Deutschland, dann in der Schweiz umher, bis endlich sein Lehrer ein Mädchen fand, das er liebte, und ein Amt, das ihn nährte.

Nun blieb der Jüngling, wie er seine Verwandten besucht hatte, sich noch selbst überlassen, eine Reise zu machen, und so hatte ihn der Zufall hieher in die Stadt geführt, wo Karoline lebte. Die romantische Gegend zog ihn an. Er liebte die Natur, und zeichnete sehr schön. Aber noch mehr hatte das schöne Mädchen den Jüngling angezogen. Er begriff selbst nicht, wie der Anblick eines schönen Gesichts seinem Herzen so wohl thun konnte. Er fühlte

eine heitere, reine Jugendempfindung, wie er Karolinen erblickte. Wahrscheinlich schlummerte noch ein Bild von Wilhelminen in seiner Seele, das durch Karolinens Aehnlichkeit mit ihrer Mutter lebendig wurde. Holder, sagte er zu sich, wie er sie verließ, kann doch kein Geschöpf seyn als dieses Mädchen.

Am andern Morgen war er mit Sonnenaufgang schon auf dem Felsen, und er hofte mit Sehnsucht auf das schöne Mädchen. Sie kam wirklich. Er redete sie an. Sie besahen die schöne Gegend, und Karoline, deren Gefühl für die Naturschönheiten nicht wie bey den meisten jungen Leuten Worte waren, hieng mit brennenden Blicken auf der lieblichen Gegend. Jedes Wort, was sie sagte, kam aus dem vollen Herzen. Ihr poetischer Ausdruck, den allemal eine einsame Erziehung bildet, wunderte Dürbeck. Er liebte ihn, und er hatte noch nie Anhänglichkeit für einen Menschen empfunden, weil er von der Kälte ihres Ausdrucks auf ihre Herzen geschlossen hatte. Hier stand er nun vor einem sehr schönen Geschöpf, das gerade mit dem Feuer redete, wie er dachte. Er fühlte, er müßte seinen Umgang mit ihr fortsetzen.

Er erkundigte sich erst nach ihren Familien-Verhältnissen. Sie heißen Mamsell? — Franken. — Das ist Ihre Frau Mutter? — Nein, nur meine Pflegmutter. — Also Ihre Eltern sind todt? — Mein Vater; meine Mutter ist Schauspielerin in Hamburg.

Bey diesem Worte Schauspielerin sank Dürbecks fröhlicher Muth ganz. Er hielt Karolinens Wärme für eine Rolle. Schauspielerin? wiederholte er seufzend. Und sie leben hier, so weit von Hamburg? — Nach dem Willen meiner Mutter. — Sie haben selbst wohl schon gespielt? — Nie. Ich bin höchstens dreymal im Schauspiel gewesen, und jedesmal gaben sie: nicht mehr als sechs Schüsseln. Das war das einzige Stück, das meine Mutter mir zu sehen erlaubte. — Und warum eben nur das? fragte er nachdenkend — Weil mir meine Mutter es recht sehr anschaulich machen wollte, daß das Verhältniß, worin ein Bürgerlicher mit dem Adlichen kommen kann, immer für den ersten drückend wird, daß der Adel immer stolz — doch, fragte Sie auf einmal lachend: ich stehe hier und plaudre, und weiß nicht, wer Sie sind. — Sie haben mich gestern in meiner Beschäftigung getroffen. Ich bin ein Mahler und heisse Schütz. (So hieß sein Lehrer.) Dürbeck wollte das Mädchen nicht beschämen, das so eben dem Adel eine Härte gesagt hatte, und so gab er sich einen Namen, den er sich sehr oft sogar gab, weil er ihn liebte, und weil der Name ihm in jedem Verhältnisse weniger Zwang anthat.

Die Bekanntschaft war nun eingeleitet, Karoline fand es angenehm, die Bekanntschaft mit einem Mahler gemacht zu haben, da ihr Vater dieselbe getrieben hatte. Die Pflegmutter Karolinens hatte den Auftrag, die Wünsche des Mädchens, sobald

sie nicht sichtlich gefährlich wären, zu erfüllen, und sie nur scharf im Auge zu behalten. Wie Karoline nun zurückgieng, begleitete Dürbeck sie, und da Karoline gar keine Bedenklichkeit äußerte, wie sie am Thore waren, so gieng er mit bis vor ihr Haus. Er wollte nun Karolinen noch ein Paar Landschaften von Schweizergegenden zeigen; es war natürlich, daß er sie also besuchte. Karoline sagte: wir sind den ganzen Vormittag zu Hause, und so war Dürbeck in zehn Minuten mit seinen Zeichnungen bey dem Mädchen.

Dürbeck, der nie so schnell eine Bekanntschaft hatte machen können als hier, schob die Freymüthigkeit, die Natürlichkeit des Mädchens auf den Stand ihrer Mutter. Auch würde Karoline gegen jeden andern blöder gewesen seyn, mit dem sie nicht auf eine so seltsame Weise bekannt geworden wäre. Dürbeck fand Karolinen schön, gebildet; allein er traute ihrem Charakter nicht. Auch lag offenbar etwas räthselhaftes in ihrem Hierseyn in dieser Stadt mit ihrer Pflegmutter. Indeß er sah diese Bekanntschaft als ein Abentheuer an, das er endigen könnte, sobald er wollte. Es lag doch etwas schmeichelhaftes für ihn in dieser Bekanntschaft. Er fand nun auf Karolinens Zimmer, was ihn in Erstaunen setzte, eine kleine Zahl der ausgesuchtesten deutschen und französischen Bücher, nicht ein Buch von denen, die er erwartete. Er blätterte die Musikalien auf. Nicht ein Blatt war da, das nicht die reinste Unschuld hätte

spielen dürfen. Er sah das Mädchen darauf an, und dieser reine Geist der Unschuld auf ihrem Gesicht sprach dem allem zu. Und doch stand ihm das Wort Schauspielerin noch beständig entgegen. Die Pflegemutter, die ihn so emsig unter den Büchern und Noten kramen sah, lächelte ein Paarmal, auch dies Lächeln schien ihm bedeutend. Er ließ seinen Argwohn nicht fahren. Er gieng, er kam wieder; immer traf er Karolinen allein, sehr einfach gekleidet, immer bey weiblicher Arbeit, oder auch bey einem höchst nützlichen Buche, oder am Klaviere vor den Meisterstükken der edeln Kunst.

Er erfuhr nach und nach Karolinens Erziehung, der Mutter Grundsätze. Er las sogar einige Briefe der Mutter an ihre Tochter, und nun füllte die allertiefste Achtung sein Herz gegen Mutter und Tochter. Tochter und Mutter korrespondirten über die neue Bekanntschaft. Die Tochter verbarg ihrer Mutter nicht die kleinste Empfindung, die sie gegen den jungen Künstler fühlte, und die Mutter entdeckte der Tochter, daß ihre Empfindung Liebe werden könnte. Die Pflegemutter erhielt Verhaltungsbefehle. Man erkundigte sich nach des Künstlers Leben. Er lebte sehr einfach. Alles, was man hörte, war zu seinem Lobe. Ueber seine Empfindungen war man bald ausser Zweifel, seine Neigung gegen Karolinen brach mit jedem Besuche sichtlicher hervor. Das wußten nur die beyden Mütter allein.

Dürbeck liebte Karolinen mit grosser Leidenschaft;

allein er war gewohnt, sich selbst Rechenschaft von seinem Beginnen abzulegen. Er verbarg Karolinen seine Empfindungen. Er zitterte vor der Zukunft; er hörte von Karolinen, er las in der Mutter Briefen, wie entschieden die Abneigung beyder gegen irgend eine Verbindung mit einem Menschen über ihren Stand war. Von Seiten seines Oheims glaubte er gar kein Hinderniß befürchten zu dürfen; denn eben dieser hatte ihn ja zu diesem vorurtheilslosen Handeln erziehen lassen. Seine Mutter, sah er, würde sich geben müssen, sobald sein Oheim wollte, und Karolinens Abneigung gegen seinen Stand beruhte doch auf eben so falschen Gründen, als der Stolz des Adels selbst. Davon hoffte er sie zu überzeugen, sobald er ihrer Liebe gewiß war.

Das war nun nicht so leicht; denn Karoline that jeden Schritt vorwärts auf Befehl ihrer Mutter. Hätte sie ihrer Empfindung folgen wollen, schon längst hätte sie den Jüngling an ihren liebetrunknen Busen geschlossen. Sie traute ihrer Mutter Erfahrung mehr als ihrem Herzen; denn sie wußte, daß ihre Mutter besorgter für ihrer Tochter Glück war als für das ihrige. Sie liebten sich längst: aber sie hatten nicht das Herz, es sich zu sagen.

Dürbeck hatte einen alten Bedienten bey sich, der den Grafen noch als ein Kind gekannt hatte, und der dem Grafen unendlich zugethan war. Er mußte den jungen Dürbeck begleiten, und er hatte nebenher den Auftrag, auf den jungen Herrn zu merken, und

dem Grafen, wenn es nöthig war, Nachricht zu geben. Der Alte schrieb jetzt an den Grafen, daß sein junger Herr sterblich verliebt in eine Schauspielerin sey, und daß er, wie er aus einzelnen Reden des Herrn von Dürbeck schließen müßte, ernsthafte Absichten auf das Mädchen habe. Das Mädchen, schrieb der Alte: ist sehr schön. Der junge Herr ist fast den ganzen Tag bey ihr. Er zeichnet nicht mehr, er liest nicht mehr! das einzige, was er thut, er mahlt das Mädchen, und macht Verse an sie.

Wie der Graf den Brief des Alten erhielt, erstarrte er. Sein Neffe sollte eine Schauspielerin heurathen? Auf einmal sah er, mit Erschrecken, daß sein Neffe sich auf ihn selbst berufen könnte, hat er mich nicht in den Grundsätzen, die ich nun befolgen will, erziehen lassen? konnte sein Neffe sagen. Und was hatte er zu antworten? Eine Schauspielerin? rief er mißmuthig, sein Zimmer auf und abgehend, wenn es noch so ein Mädchen wäre, wie Wilhelmine, aber eine Schauspielerin? Nein, das kann ich nicht zugeben. Der Geburtsstolz ist eine Thorheit, eine alberne Thorheit, die ich hasse, wie keiner, denn sie hat mich um alle Freuden des Lebens gebracht; aber eine Schauspielerin? das ist zu viel gefodert.

Der Graf merkte nicht, daß sein Vorurtheil ihm hier so gut einen Possen spielte, als vor siebenzehn Jahren, und daß es noch sehr mächtig war, so sehr er es haßte. Er schrieb seinem Neffen. Er sagte ihm, daß er seine Freyheit nicht beschränken wolle, aber

er dürfe nie erwarten, daß er eine Einwilligung in eine Verbindung mit einer Schauspielerin geben werde.

Der Neffe antwortete, daß es keine Schauspielerin sey, sondern ein Mädchen, das nur dreymal erst:nicht mehr als sechs Schüsseln gesehen habe, ein vortrefliches Geschöpf, mit dem er allein hoffen könnte, glücklich zu werden, die Tochter eines Mahlers, Namens Franke. Er dankte seinem Oheim dafür, daß er ihn in seinem Glücke nicht beschränken wollte, wie er denn auch entschlossen sey, für den Besitz des Mädchens alles in der Welt, nur die Tugend nicht, aufzuopfern.

Der Oheim ärgerte sich heftig, daß das Mädchen keine Schauspielerin war; aber sogleich war der Entschluß dennoch wieder da: heurathen darf er sie nicht. Er suchte Gründe dafür auf, und er fühlte, daß mit eben diesen Gründen, die er seinem Neffen sagen wollte, jeder seiner Verwandten das Recht gehabt hätte, von ihm zu verlangen, Wilhelminen und sein Glück aufzugeben. Da gestand es sich der Graf zum erstenmal halb und halb, daß er eben so gut wie tausend andere, wie seine Schwester, noch an dem Geburtsstolze hinge. Aber, rief er: wie hätte ich den verlangen können, daß mein Neffe ohne dieses Vorurtheil erzogen werden sollte, wenn dieses elende Vorurtheil auch mich beherrschte? Er schrieb an seinen Neffen. Ich verachte das Vorurtheil unsrer Geburt so gut wie du, aber dennoch muß ich dir die Erlaub-

niß durchaus verweigern, diesem Mädchen deine Hand zu geben. Ich kenne die Unbesonnenheit der Jünglinge, die eine hübsche Larve für Tugend halten, und ein Mädchen aus dem Stande, das einem jungen Edelmann seine Hand verspricht, ohne die Einwilligung seiner Verwandten zu fodern, denkt und fühlt nicht fein genug, als daß sie je meine Nichte werden könnte. Alle deine Versicherungen von ihrer Tugend gelten nichts gegen diesen auffallenden Beweiß ihrer Hab. oder Rangsucht. Sie wird nie deine Frau, das merke dir.

Die Antwort kam; wie sehr verlor der Graf die Fassung, da er las; wir sind völlig eins, mein theurer Oheim. Ich würde sogleich des Mädchens Hand fahren lassen, wenn es so wäre, wie Sie meynen. Sie kennt mich unter dem Namen Schütz, als einen Mahler, der völlig unabhängig ist. Sie hat mir ihre Hand nicht versprochen: ich ahne nur, daß sie mich liebt. Kommen Sie selbst, mein theurer Oheim, prüfen sie das Mädchen, und können Sie einen Zug an ihr finden, der nicht ein Zug der höchsten Vollkommenheit ist, so verspreche ich Ihnen feyerlich: ich will Sie aufgeben. Nur verbergen Sie ihren Rang, denn dieses theure, seltene Mädchen hat einen Grundsatz, vor dem ich erzittre, den Grundsatz, nie sich in ein vertrautes Verhältniß mit einem Menschen über ihren Stand zu setzen. Ich zittre, daß sie meine Hand ausschlagen wird, wenn sie erfährt, wer ich bin. Uebrigens bin ich fest entschlossen, um den Besitz des

Mädchens alles, alles in der Welt aufzuopfern, und von jetzt an nie wieder einen andern Namen zu führen, als den Namen Schütz.

Nun war der Oheim aus allen seinen Aussenwerken vertrieben. Er ließ anspannen, ohne seiner Schwester etwas von dem Vorgefallenen zu sagen, und fuhr nach A***. Dürbeck hatte ihn erwartet. Oheim und Neffe geriethen in einen heftigen Wortwechsel, der sich von Seiten des Oheims damit endigte, daß er ganz kalt sagte: gut, dann enterbe ich dich! Der Neffe sagte eben so kalt: der Verlust ihrer Liebe geht mir nahe, lieber Oheim; aber ihr Vermögen nicht. Ich bitte, sehen Sie das Mädchen nur einmal, und Sie werden es nicht unnatürlich finden, wenn ich eine Krone für des Mädchens Herz gäbe.

Wie? eines Handwerkers Tochter Frau von Dürbeck? Nimmermehr! Nimmermehr!

Sie lehrten mich selbst, lieber Oheim, nicht zu fragen, wer war dein Vater, sondern wer bist du?

Das alles war vergebens, der Graf blieb dabey, er würde ihn enterben. Gut dann, sagte der Neffe: ich werde dennoch nie vergessen, daß Sie mein Wohlthäter waren, daß ich es jetzt selbst Ihnen zu verdanken habe, daß ich mit stolzer Fröhlichkeit sagen kann: ich bin arm.

Bursche, rief der Oheim zornig: ich werde Mittel finden, dich zu zwingen deinen Namen zu ehren; ich werde Mittel finden die listige Betrü-

gerin zu bestrafen. Da blitzten des jungen Menschen Augen voll stolzen Feuers. Mein Herr Graf, sagte er: die Bande zwischen uns sind zerrissen. Wagen Sie es nicht, eine Ihrer Drohungen wahr zu machen. Ich habe ein Leben, mein Herr, eine Unschuldige, auch wenn ich sie nicht liebte, gegen Sie in Schutz zu nehmen. Jetzt entsage ich freywillig Ihrem Vermögen, und dem Namen, den Sie dadurch entehrt halten, wenn die Tugend ihn führt. Ich gehe jetzt, jetzt zu dem Mädchen, und war meine Hoffnung kein Traum, so ist sie in einer Stunde mein Weib, und dann soll man wenigstens das Weib eines muthigen Mannes in ihr ehren.

Er nahm den Hut und Stock und flog zur Thür hinaus; sein Oheim ihm nach. Mit funkelnden Augen stürzte Dürbeck zu Karolinen in das Zimmer, sein Oheim hinter ihm her. Karoline erstaunte. Ich liebe Sie, Karoline, rief der Jüngling mit muthiger Leidenschaft: ich liebe Sie unaussprechlich. Ich habe den Muth für Sie, für Ihr Glück alles zu thun, selbst zu sterben. Ich hoffe, Sie kennen mein Herz. Ich fühle, ich kann Ihnen Brod geben, wenn nicht Ueberfluß, doch die Nothdurft; aber eine unaussprechlich reiche Liebe und ein Leben ohne Sünde biete ich Ihnen an. Ich heiße jetzt Schütz, ich hieß nicht so. Ich hieß sonst Freyherr von Dürbeck. Ich war hier der Erbe dieses Mannes, des Grafen

fen von Rollenhagen. Ich weiß, sie waren entschlossen, nie einem Manne ihre Hand zu geben, der nicht Ihres Standes ist. Das bin ich jetzt; das war ich längst. Ich habe das Vorurtheil, das diesen Mann so hart, so ungerecht macht, nie gekannt. O liebste Karoline, stoßen Sie ein Herz nicht zurück, das nichts kann, als Sie lieben.

Karoline blieb erstaunt stehen. Der Graf stand eben so erstaunt. Die schöne Unschuld in Karolinens Gestalt, die Aehnlichkeit mit ihrer Mutter, die eine verborgene Saite seines Herzens mächtig anschlug, und deren Ton sein Wesen mit den schönsten Empfindungen füllte, alles das machte ihn milder. Karoline sagte sanft: mein Herr, ich habe eine Mutter, ohne deren Willen ich nichts, gar nichts thun kann. Was ich fühle, darf ich Ihnen sagen. Ja ich liebe Sie, und wenn Ihr Stand uns trennen muß, so — Thränen drangen aus den schönen Augen. Sie wendete sich ab.

Trennen muß? rief Dürbeck. Welcher Stand? Karoline, soll denn der Stand mehr gelten, als unser Herz? dieser Stand, der mir immer wie eine Fessel anlag? Nein von jetzt an, von jetzt an bin ich dein. Lassen Sie uns zu ihrer Mutter gehen. Sie entscheide, ob wir beyde unglücklich seyn sollten, weil ich einen Namen führe, den ich nie gebraucht habe, und dessen ich nie um glücklich zu seyn bedurfte. Ich beschwöre Sie, so-

gleich mit mir zu ihrer Mutter zu reisen. Sie entscheide, ob ich glücklich seyn soll oder nicht.

Und Sie sind unabhängig, fragte sie mit einem Blick auf den Grafen. Vollkommen, antwortete Dürbeck. Dieser Mann wird Ihnen die Bestätigung geben. Ich habe feyerlich seinem Vermögen entsagt, und noch einmal wiederhole ich es, selbst wenn Ihrer Mutter Ausspruch mich zu einem freudenlosen Leben verdammt, selbst dann habe ich dem Vermögen und meinem Namen entsagt. Mein Oheim weiß, ob auf das Wort zu bauen ist. Sie sehen, ich bin unabhängig, Karoline, lassen Sie uns reisen.

Karoline besann sich. Gut, sagte sie: ich reise heute zu meiner Mutter. Bis dahin aber leben Sie wohl. Sie verbeugte sich.

Der Graf hatte mit finstern Blicken auf Karolinen gehangen. Er wollte die Milde in seiner Brust unterdrücken und konnte es nicht. Der Anblick des Mädchens setzte alle seine bessern Empfindungen in Bewegung. Er begriff nicht, wie das zugieng; nicht wie ihm geschah. Er stand unentschlossen da. Endlich machte ein Seufzer seine Brust freyer. Also du bist entschlossen, Neffe? fragte der Graf.

Entschlossen um jeden Preis! — Und deine Mutter? — Ich werde ihr schreiben und um ihren Seegen bitten. — Karl, Karl! nein, ich will dich nicht bitten, deinen Entschluß zu ändern,

ich kenne dich! ich weiß jetzt, es ist vergebens. O! sagte er sehr sanft; ich weiß noch mehr. Aber darum will ich dich bitten, daß du deine Mutter sprichst. Vielleicht. . . . Sie reisen, Mamsel, wohin? — Nach Hamburg. — Da geht Ihr Weg bey Rollenhagen weg. Haben Sie den Muth, dort des jungen Menschen Mutter zu sprechen? Sie sollen reisen, wenn Sie wollen, und Ihre Entschlüsse bleiben dieselben. Karoline, die freylich die Lage sehr drückend fand, mit nach Rollenhagen zu gehen, willigte dennoch ein. Sie wollte ihren Geliebten prüfen. Nach ein Paar Stunden, die der Graf mit Bitten zubringen mußte, um Karolinen bey ihrem Entschlusse fest zu halten, der ihr höchst seltsam vorkam, wie sie ihn überlegte, saßen sie im Wagen, und fuhren nach Rollenhagen.

Wie sie ankamen, wurden sie auf des Grafen Zimmer geführt. Die Frau von Dürbeck empfieng die fremden Frauenzimmer sehr artig. Eben hob der Graf an, eben ergriff Dürbeck seiner Mutter Hand, da stieß Karolinens Pflegmutter Karolinen an, und zeigte ihr ein Portrait, das an der Wand hieng. Karoline sah das Portrait an, wurde blaß, sie sah den Grafen voll Unruhe an. Was ist Ihnen, mein Kind? fragte die Frau von Dürbeck. Gott! rief Karoline ängstlich, und zeigte auf das Portrait: das ist meine Mutter! Der Graf sprang herzu. Wie? rief er noch ängst-

licher: wie? das da? wie? Ihre Mutter? das ist nicht möglich, mein Kind. Aber sagen Sie doch wie kommen Sie darauf?

Karoline zog ein Miniaturportrait ihrer Mutter, das sie ihr geschenkt hatte, aus dem Busen hervor, und hielt es dem Grafen hin. Es ist meine Mutter! rief sie noch einmal. Der Graf nahm das Miniaturportrait, und erkannte es sogleich. Er hatte es Wilhelminen selbst geschenkt. Er wurde bleich, er zitterte, er taumelte in einen Stuhl. Deine Mutter? rief er schwach. Deine Mutter? Es ist nicht möglich. Er sprang wieder auf. Er faßte Karolinens Hand mit wilder Heftigkeit. Es ist nicht so! Die Pflegmutter bestätigte es. Wer war dein Vater? rief der Graf, und sah zitternd zum Boden. Der Mahler Franke. — Also war deine Mutter verheurathet? fragte er trostlos. Mein Vater starb, ehe ich geboren war. — Wann bist du geboren? — Karoline nannte das Jahr und den Tag. Der Graf legte einen Augenblick lang die Hand an die Stirn; dann flog er mit dem lauten Freudengeschrey: meine Tochter! meine geliebte Tochter! auf Karolinen ein, drückte sie an seine Brust, und überströmte sie mit Thränen.

Die Frau von Dürbeck wußte allein nicht, was sie aus der seltsamen Szene machen sollte, daß der Vater seine Tochter zu sich bringt, um sie da erst recht feyerlich zu erkennen. Indeß sie benahm

ihrem Bruder alle Zweifel. Daß das deine Tochter war, sagte sie: hätte ich vorher beschwören wollen. Sie sieht dir ja ungemein ähnlich; aber wozu diese Komödie? Du wirst doch wohl keine Fremde nach Rollenhagen bringen, um sie als deine Tochter zu erkennen? Und deine Mutter, mein Kind, rief der Graf außer sich: wo ist sie? Gott im Himmel! wo ist meine Wilhelmine! Laßt anspannen! Niemand als der Graf allein verstand das Räthsel. Karoline sah so betäubt aus, wie die andern, und von dem Grafen war nichts herauszubringen. Er küßte Karolinen, zerfloß in Thränen, und rief nach dem Wagen. Der Wagen fuhr vor. Keine Einwendungen halfen. Die vier Angekommenen setzten sich in den Wagen, und fuhren fort. Die Frau von Dürbeck blieb allein, und sann, was das alles sollte, und sann nichts heraus.

Die Reise gieng Tag und Nacht, und nach dreyen Tagen kamen sie in Hamburg an. Der Graf stürzte aus dem Wagen, hinter ihm Karoline und ihr Geliebter. Man riß die Thüre auf, und der Graf Rollenhagen warf sich in Wilhelminens Arme. Wilhelmine! rief er. Sie erkannte ihn an der Stimme. Es dauerte auch hier lange, ehe sich Erklärungen durch den Sturm der vielfachen Leidenschaften Platz machen konnten. Wilhelmine legte ihrer Tochter Hand in Dürbecks, und segnete sie. Dann warf sie einen verlegenen

Blick auf den geliebten Grafen. Der Graf umarmte seine Tochter, und sagte: gieb mir deiner Mutter Hand, meine Tochter. Dir wird sie sie nicht abschlagen. Karoline lag an ihrer Mutter Brust, und die Mutter reichte, auf ihrer Tochter Busen weinend, dem Grafen die Hand.

Um siebenzehn Jahre dieses Glücks, rief der Graf, hat mich meine Schuld gebracht. — Ja, siebenzehn Jahre voll Thränen und Sehnsucht setzte Wilhelmine sanft hinzu: gab mir mein vielleicht zu strenger Stolz. Ach, welche Stunden haben wir verloren! Du nicht, Wilhelmine, und ich nichts als das Gefühl meiner Schuld.

Nach ein Paar Tagen reisten sie zusammen nach Rollenhagen ab. Der Graf erklärte feyerlich seine Heyrath mit Wilhelminen seinen Verwandten, und bey der Erziehung seiner Enkel sagte er nichts so oft als: ich bitte Euch, lehrt sie keine Vorurtheile. Ihr wißt nicht, wie groß die Stärke der jugendlichen Vorurtheile ist. Mir kosten sie siebenzehn glückliche Jahre.

Glück aus Unglück.

Der Mensch richtet sich meistens unter den Schlägen des Unglücks höher empor, und beugt sich im Glück zu Boden, wie die Pflanze im Sonnenschein zu Boden sinkt, und unter dem fallenden Regen sich fester empor richtet. Arme Menschen, die ihr nur fremde Herzen ehrt und schont, wenn das eurige verwundet ist, nur selbst Liebe habt, wenn ihr der fremden Liebe zu eurem Troste bedürft! Ihr Unglücklichen, warum brütet der Sonnenschein des Glücks die Habsucht, die Eitelkeit, den Hochmuth sogleich in euern Herzen lebendig? warum gebt ihr die Liebe sogleich auf, die sogar im Unglück euch glücklich machte?

Herr und Frau von Brandes lebten in den glänzendsten Umständen. Frau von Brandes war Hofdame gewesen. Ihre Heurath entzog sie dem Hofe nicht, den sie liebte; aber Unglücksfälle, die rasch auf einander über sie herfielen, nahmen ihnen den größten Theil ihres Vermögens; der Tod der Fürstin, welche die Frau von Brandes liebte, nahm dieser ihr Ansehen am Hofe und die Unterstützung desselben. Sie wurden beyde vergessen,

sobald sie nicht mehr glänzen konnten, und sie sanken nun zu einer Armuth herab, die ihnen sogar den Umgang mit dem übrigen Adel unmöglich machte. Ein Jahr voll schmerzlicher Anstrengung, sich wieder zu heben, oder doch ihre Armuth zu verdecken, und voll von eben so vielen noch schmerzlichern Demüthigungen, gab ihnen endlich den Muth, des Hofs und der vornehmen Welt entbehren zu können, und schon nach einigen Monden wußte Niemand aus der großen Welt mehr, daß ein Herr von Brandes in der Stadt lebte.

Die Frau von Brandes, die wenigstens doch noch gern zu den Assembleen die Wagen rollen hörte, in denen sie sonst selbst gefahren war, brachte auch dieß letzte Opfer. Sie verließ mit ihrem Manne die Hauptstadt, in der sie so glücklich und so unglücklich gewesen war, zwar mit Thränen, aber doch mit sanfter Geduld, die sich nicht sträubt. Sie zogen mit den Trümmern ihres Vermögens in eine kleinere Stadt; auch hier blieb ihr Daseyn unbekannt; denn ihr Vermögen reichte kaum zu, sie zu ernähren.

In dieser stillen, armseligen Einsamkeit, vor der sie zitterten, erweiterten sie ihre Herzen nach und nach, und nach einigen Jahren schon fühlten sie sich sehr glücklich. Sie dachten an den Hof nicht, außer wenn man in der Stadt den Geburtstag des Fürsten feyerte. Der erinnerte sie

allein an die Feste des Hofes, an denen sie sonst geglänzt hatten. Sie fühlten sich jetzt sogar reich genug, einen alten abgedankten Offizier, einen weitläufigen Anverwandten, den einzigen, den sie im Glück mit großer Härte beleidigt hatten, und den einzigen, der im Unglück sich ihrer wieder erinnerte, nicht um sich zu rächen, sondern um ihnen seine Freundschaft anzubieten, zu sich zu nehmen. Dieser edle Offizier, so wenig er hatte, wurde dennoch die Quelle ihres Glücks. Er war ein edler, zufahrender Mann; er wurde in der Jugend übersehen und schwieg, beleidigt, und er trotzte. Man hatte ihn verfolgt, und er stand seinen Feinden. Man konnte ihn nicht beugen, und man zerbrach ihn, weil ihn seine Familie fahren ließ. Er beklagte sich nicht einmal. Das Unglück erhob ihn: er milderte seine Hitze, und machte aus seinem stolzen Edelmuth einen weisen Ernst. Die einzelnen Menschen hatten ihn alle verlassen, sein Herz hängte sich desto fester an die Gattung: Mensch. Die Zeit, die er lebte, mußte er dem Unglück hingeben; er gewöhnte sich die Ewigkeit als sein Eigenthum zu betrachten. Sein kleines Vermögen reichte zu Zerstreuungen nicht hin, er war gezwungen zu lesen. Er gewöhnte sich dazu. Er war ein Gelehrter, ohne daß er es selbst wußte.

Dieser Mann, er hieß von Schlag, zog zu Brandes, und übernahm die Erziehung ihres ein-

zigen Kindes, der kleinen Henriette. So lange die Kleider der Mutter noch den Modeschnitt erlaubten, blieb noch immer eine Spur des vorigen Lebens und auch eines kleinen Stolzes zurück; wie aber das letzte Kleid zerschnitten war, so war der Hofstolz und zugleich der Kummer über den Verlust mit zerschnitten. Die Frau von Brandes gieng nun wie eine bessere Bürgerfrau, nicht modig, aber reinlich und zierlich, und die Familie war vollendet glücklich. Der geheime Stolz, den die Frau von Brandes noch immer über den ehemaligen Hofdamenstand fühlte, hielt sie ab von dem Umgange mit den Geringern, zu denen und zu deren Fehlern, der Klatschereyen, eine gesunkene Familie, die nichts zu thun hat, so leicht herab sinkt; von dem Umgange mit der bessern Klasse von Bürgerlichen trennte sie die Armuth. Sie waren also allein auf sich selbst beschränkt. Sie quälten sich einander mit Vorwürfen nicht, weil sie zu gute Menschen waren. Es blieb ihnen nichts übrig als sich zu lieben, und sie waren glücklich in ihrer gegenseitigen Liebe, weil der Herr von Schlag es verstand diese Empfindung zu vermannigfaltigen.

Die einzigen Streitigkeiten hatte der alte Offizier mit der Frau von Brandes über Henriettens Erziehung. Die Mutter hätte dem Kinde gern, was die Welt Manieren nennt, beygebracht, und wären nur von Zeit zu Zeit zehen

Besuche ins Haus gekommen, welche die Manieren des Kindes hätten bewundern können, sie hätte das Mädchen sicher verdorben. So aber in ihrer tiefen Einsamkeit, konnte der Unterricht der Mutter weder bey dem Kinde haften, noch lange fortdauern, und so machte sie sich den einzigen Triumph, den sie haben konnte, sie gab nach, als hätte sie eingesehen, der alte Offizier hätte Recht. Giengen Mutter und Tochter einmal spatzieren, so warf jeder Vorübergehender seinen Blick auf das reizende Kind. Die Mutter sagte dann lächelnd zu Schlag: Sehen Sie, das macht Jettens anständiger Gang. Sie trägt sich, als hätte sie täglich Tanzstunde. Der alte Offizier nickte freundlich. Er nahm der Mutter den kleinen Triumph nicht, ob er gleich wußte, daß die heilige, fromme Unschuld auf Jettchens Gesicht die Blicke der Menschen anzog, und nicht ihr Gang.

Jettchen wuchs also an den drey liebenden Herzen ihrer Verwandten empor. Keine andere Empfindung nährte sich in ihrer Seele als die der Liebe. Schlag lehrte sie lesen und schreiben. Aus seinem starken, aufgerichteten, stolzen Herzen flossen die edelsten Gefühle in ihr weiches geöffnetes, zärtlich liebendes Herz. Sein starker Trotz wurde in ihrem Herzen nichts als aufopfernde Geduld; sein Stolz, der sich nie beugte, wurde bey ihr nichts als eine ruhige Heiterkeit. Sie liebte jeden

einzelnen Menschen so sehr, wie er das menschliche Geschlecht. Er warf den Schlägen des Geschicks ein unverwundbares Herz entgegen; sie hätte nur dem Schmerze geduldig ihr Herz hin gehalten. Er trug fremde Leiden ungeduldiger wie eigene; sie hielt einen fremden Schmerz für den eigenen. Sie bedurfte des Trostes, wenn er tröstete. Er vergaß sein Leben für die Ewigkeit, sich selbst für andere; sie fühlte in ihrem Leben die Ewigkeit, und Andere in sich selbst. Henriette war besser als er; das sagte er selbst: denn sie liebte alles, alles, selbst die Bösen. Sie hätte alles beglückt; er nur die Tugend.

Diese heilige Unschuld, diese geduldige Güte Henriettens bedeckte die Narben, welche der Stolz und die Eitelkeit in dem Herzen ihrer Aeltern zurückgelassen hatten. Sie wagten es nicht mehr zu klagen, oder nur finster zu sehen über ihr Geschick, um ihrem geliebten Kinde die Thränen über die Klagen zu ersparen. Sie stellten sich zufriedener als sie waren, und sie wurden es endlich. Die Mutter, wenn sie ihre Tochter in der ärmlichen Kleidung, die ehedem für ihre Jungfer zu schlecht gewesen war, sah, dachte, sprach wohl mit Kummer von Henriettens Schicksal; aber Henriette fand ihr höchstes Glück nur darinn, ihre Verwandten zufrieden zu sehen und zu machen. Das Geschick schien keine Pfeile für ihr eigenes Herz zu haben.

Der Herr von Schlag hatte aus seinem Unglück nur einen Freund gerettet, den er unendlich liebte. Zwischen diesem und seinen Verwandten theilte er sein ganzes Herz. Die beyden Freunde waren sich ähnlich an Seele und Schicksal. Keiner von beyden wußte, wer mehr für den andern gethan hatte, oder thun könnte. Ich so wenig, sagte jeder von ihnen, aber nur zu sich selbst: wenn ich meine Wünsche und meine Kräfte gegen meine Thaten halte! Sie glaubten beyde von einander nur Vergebung zu bedürfen. Aber eben dieses unbefriedigte Gefühl war ihnen der Bürge der Unsterblichkeit, die ihr liebstes Gespräch war. Dann, dann, sagte Hofmann, (so hieß der Freund) und zeigte lächelnd auf sein bewickeltes Bein, das er nicht gebrauchen konnte. Schlag verfinsterte das Auge, das auf den schmerzenvollen Fuß seines Freundes sich richtete. Dann, dann! rief auch er, und schloß seinen Freund in seine Arme, und in diesen Augenblicken waren der Staub der Erde, die Schmerzen, die Zeit schon von ihren Seelen abgefallen; sie hielten sich schon in der Ewigkeit umarmt.

Henriettens Erziehung nahm dem edlen Offizier manche Stunde, die er seinem Freunde hätte geben können. Wie aber dem Herrn von Brandes seine Wohnung aufgekündiget wurde, so that er seinen Verwandten den Vorschlag, in das Häuschen seines Freundes zu ziehen. Die Familie hat-

te eine so gute Meynung von dem Freunde des Offiziers, daß man den Vorschlag recht gern annahm, und die Familie hatte sich nun in zwey Zimmern in dem Hause des Advokaten Hofmann, der aber jetzt von Abschreiben und dem Miethzins seines Häuschens lebte, dem Zimmer desselben gegenüber etablirt, und der Offizier stand mit entzückten Blicken auf dem kleinen Vorsaale zwischen beyden geöffneten Zimmern: er hatte nun seinen Himmel beysammen.

Hofmann hatte einen Sohn. Ein Sohn hat, um ein edler Mensch zu seyn, nichts nöthig als des Anblicks der Tugenden seines Vaters. Aber der Anblick einer starken, unveränderlichen Freundschaft zwischen zwey Männern muß für den Sohn die Quelle des erhabensten Edelmuthes seyn. Sie war es für den Sohn gewesen. Die Jugend hatte in dem Jüngling alle Gefühle seines Herzens geweckt, die Freundschaft seines Vaters gab ihnen die Richtung. Er suchte ein Herz für das seinige.

Sein Vater liebte ihn unendlich, nicht weniger der Freund seines Vaters; aber das war dem Jüngling das nicht, was er suchte. Der Freund seines Vaters war ihm zu ehrwürdig, um sein Freund seyn zu können: er war sein Schüler, sein Sohn. Der Jüngling war fast eben so einsam erzogen als Henriette. Er schrieb ebenfalls Acten ab, wie sein Vater, und die Kränklichkeit

seines Vaters hielt ihn zu Hause. Seine Gefühle trug er also verschlossen in seinem Herzen mit sich umher, und Gefühle, die durch den Anblick der hohen Freundschaft seines Vaters so mächtig geworden waren. Er arbeitete, weil er seinen Vater liebte, angestrengt, und blieb zu Hause; aber er sehnte sich gewaltig in die Welt. Er hätte das Leben sprengen mögen wie einen Kerker, um hinaus in die Unendlichkeit zu kommen. Das Leben schien ihm zu ohnmächtig für sein verlangendes Herz. Er war nicht glücklich, aber Niemand errieth es. Er verbarg seine Wünsche und seine zerstörende Sehnsucht nach Thätigkeit.

Er nahm gar keinen Theil an der neuen Einrichtung seines Hauses. Was sollte er? Der Herr von Brandes war zu alt, und Mutter und Tochter Weiber. Sein Herz suchte einen Freund, wie den alten Offizier. Henriette hieng sich sogleich mit einer furchtsamen Liebe an den Mann mit dem schmerzenvollen Fuße. Sie saß neben ihm stundenlang, sie gieng langsam, um ihn nicht mit dem Anblick eines fröhlichen Ganges zu kränken. Er war der Unglückliche unter ihnen allen; sie gehörte ganz ihm. Die Freundschaft des alten Offiziers vereinigte bald beyde Familien zum Vertrauen, zum Wohlwollen, zur Freundschaft. Nur der Sohn blieb allein kalt, und wurde noch kälter bey den gehäufteren Beweisen der Liebe, bey der Einigkeit der beyden Familien. Er nann-

te das Falschheit, Höflichkeit, aber nur in sich. Er wollte einen Freund, den er mit seinem Leben von dem Schmerze eines Augenblicks retten könnte. Er sah mit finstern Blicken, mit einer spöttischen Kälte beynahe, wie Henriette mit langsamer Behutsamkeit ein Kissen um seines Vaters Fuß hindrückte. Sein Busen fühlte andere Schmerzen als die Schmerzen einer Wunde, und dieser heißen Sehnsucht nach unendlicher Liebe, sagte er am Abend zu sich selbst: gehört das Mitleiden, gehört die Hilfe, gehört der Mensch. Man legt den Fuß eines Leidenden sanft, um nur das Recht zu haben, das Herz eines andern in Dolche legen zu können.

So waren seine Gedanken, und sie brachten ihn Henrietten nicht näher. Er war stumm in ihrer Gesellschaft. Nur der tägliche Umgang brachte sie näher; aber ohne Sehnsucht für einander. Henriettens Betragen war einfach, sanft, immer gütig gegen alles. In ihrer Brust herrschte die heiligste Ruhe, ein Tempel der Tugend. Sie wünschte nichts, weil sie alles hatte. Gegenstände ihrer Liebe. Die Worte, die sie sagte, waren ruhig, einfach, ohne Feuer; die Güte, die Zufriedenheit hauchte sie hervor. Der heiße Jüngling hielt sie für kalt, für gefühllos, weil sie nicht ihn allein liebte, weil ihr Herz nicht gerade so stürmisch klopfte wie seines, weil sie sich nicht so ausdrückte, wie er gesprochen haben würde.

Sie

Sie liebte ihn, weil er nicht heiter schien; aber Vertrauen hatte sie nicht zu dem finstern Blicke, womit er sie beständig empfieng.

Lange lebten sie mit einander, ehe ihre Herzen sich ahnten. Er durfte nur einmal sein Herz voll Flammen öffnen, um ihre Achtung zu erhalten. Das sanfte, zärtliche Mädchen liebte ihn wirklich schon lange, ehe ihr Herz ihn noch einmal kannte, und sie schwieg nur von ihrer Liebe voll sanfter demüthiger Wehmuth über sein kaltes Mißtrauen. Aber sie zeigte ihm voll verlangender Unschuld nach und nach ihr schönes Herz, damit er sie lieben sollte, wie sie ihn liebte. Sie wußte es, wie sehr sie den Jüngling liebte. Er wußte es nicht, daß er sie liebte. Er schmückte das Ideal seines Herzens mit jedem schönen Zuge Henriettens aus, und hielt das Bild Henriettens für das unmögliche Ziel seines unruhigen Herzens. Sein Vertrauen, seine Achtung, sein Wohlwollen, seine Zärtlichkeit gegen Henrietten, waren so langsam entstanden, daß er sie nicht bemerkte. Er fühlte sich nur glücklicher, ruhiger als vorher. Der Sturm seiner Empfindungen in der Seele hatte sich gelegt. Seine Sehnsucht wurde sanfter, und zerfloß oft ganz aus seinem Herzen in einem Gespräche mit Henrietten.

Sein Wunsch war die Freundschaft eines Mannes gewesen. Er ahnte nicht einmal, daß die Freundschaft eines Mädchens mehr als das seyn könnte.

Er überredete sich täglich selbst, daß seine Freundschaft für Henrietten nur der Nothbehelf seiner Seele sey. Aber lange hielt dieser großmüthige Irrthum gegen die Seligkeit seines Herzens nicht aus. Seine leisesten Wünsche schwiegen. Er fühlte bald, daß sein Herz keiner höhern Leiden fähig war. Da brach das lang verhaltene, volle, reine, selige Vertrauen zu Henrietten aus seinem Herzen hervor, und füllte ihr Herz mit allen seinen Freuden der Liebe. Sie nannten das nicht Liebe, in dem Sinne, wie wir es nennen, obwohl sie den Namen Liebe gebrauchten. Sie hatten den Bund ihrer Liebe ohne einen Kuß geschlossen, ohne eine Umarmung. Er wurde so reich, wie sie, so ruhig, so heilig wie sie durch die Liebe, und über Henriettens Seele warf die Liebe nur das weichere Mondlicht einer noch zärtlichern Wehmuth.

Sie redeten jetzt weniger als je mit einander, ihre Worte, ihre Wünsche waren Blicke. Ihre Herzen waren voll des tiefsten Friedens, und voll des unruhigsten Entzückens, dessen Unruhe immer befriediget war, und nie ruhig wurde. Wer, o wer kennt das unnennbare Gefühl der ersten heiligen Liebe, die nichts verlangt als ein Lächeln, und nur eine Ewigkeit für dieses Lächeln! Sie liebten sich, wie sie die Tugend liebten, die keinen Körper hat. Kein Hinderniß lag ihrer reinen Liebe entgegen. Das erste, das kleinste Hin-

derniß, das nur durch einen Blick, durch ein sanft verweisendes Wort, hervorgebracht worden wäre, würde dieser schönen Empfindung Sorge und dann Begierde zugemischt haben. Sie sahen sich, so oft sie wollten. Sie hielten ihre Liebe nur für den reinsten Ton in der allgemeinen Harmonie der beyden Familien. Der Sohn hielt die Freundschaft seines Vaters und des Offiziers für erhabener als seine eigene unendliche Liebe. Henriette meinte nur darum den Jüngling mehr zu lieben, weil er der Liebe mehr bedürfte.

Diese reine Empfindung vereinigte ihre Seelen. Henriette erhielt das zarte schaamhafte Gefühl der Weiblichkeit; sie schmückte sich mehr als sonst. Sie war bis hieher noch immer ein Kind gewesen, nun war sie eine Jungfrau geworden; sie reichte dem Geliebten die zitternde Hand mit einem sanften Erröthen; sie sagte nicht alles, was sie fühlte. Er war stark und ruhig geworden. Seine Heftigkeit wurde Muth, sein Ungestüm Standhaftigkeit. Die Liebe nahm zu an Genuß, nicht an Stärke.

Die Leidenschaft der beyden jungen Leute wurde nun auch den Alten sichtbar. Man fand darin noch ein Band mehr für die allgemeine Einigkeit. Die Alten scherzten darüber, wenn sie allein waren, auch Henriettens Mutter. Aber doch entgieng dem alten Schlag eine saure Miene der Mutter nicht, wie er einmal von einer Verbin-

dung der jungen Leute nur als möglich redete. Er sprach mit der Mutter darüber. Sie konnte nichts gegen die Liebe ihres Kindes haben, und sie fühlte etwas dagegen. Sie sagte: wir wollen ja sehen, lieber Freund. Kömmt Zeit, kömmt Rath! Ihr ehemaliger Glanz hatte dennoch auf dem Grunde ihres guten Herzens einige Spuren von Wünschen und auch Hoffnungen nachgelassen, die dieser Liebe ihrer Tochter entgegen waren. Schlag hatte in ihr Herz gesehen. Es deckte ihr selbst die geheimen verdeckten Wünsche auf. Er bat sie, die einzige Glückseligkeit ihres Kindes nicht zu stören. Die Frau von Brandes versprach es seufzend, seufzend, daß sie in der Lage war, ja sagen zu müssen. Was konnte sie für Henrietten anders hoffen? Ihr mütterliches Gefühl, das Glück ihrer Tochter verschlang die Bitterkeit des Seufzers. Sie sagte sich selbst täuschend: Sie haben Recht: ist denn aller Glanz des Hofs so viel werth als eine Minute unsrer Zufriedenheit?

Schlag umarmte sie dafür; aber das Geschick zeigte bald, wie sehr er getäuscht war. Ein Brief an die Frau von Brandes kam. Sie las. Ihr Auge fieng an zu brennen. Röthe und Blässe wechselte auf ihrem Gesicht. Thränen drangen in ihre Augen, aber Thränen des Glücks. O, rief sie endlich, und umfaßte ihre Tochter mit großer Zärtlichkeit: wir sind glücklich! Sie theilte die frohe Nachricht mit. Ihr Oheim hatte seinen

Sohn in einem Sturme auf dem Genfer See verloren. Die Nachricht hatte den Vater niedergeworfen. Er war gestorben, und die Frau von Brandes war die einzige Erbin seines großen Reichthums.

Gott gebe, sagte Schlag mit einem mitleidigen Blicke auf das liebende Paar: daß sie das Glück eben so menschlich tragen, als sie das Unglück getragen haben. Die Frau von Brandes sah seinen Blick, etwas saures stieg in ihre Mienen, sie antwortete nicht. Ein froher Taumel, die Anstalten zur Abreise verschlangen alle Erklärungen. Nur der Jüngling allein fühlte Henrietten für sich verloren, und auf einmal sah er alle seine Wünsche deutlich. Er fühlte, Henriette müsse sein Weib werden, wenn er glücklich seyn sollte. Schlag hielt der Mutter beym Einpacken eine Vorlesung über das wahre menschliche Glück, von der sie aber wenig hörte, weil sie schon wieder in Gedanken in den hellerleuchteten Sälen des Hofs schwamm. Der junge Hofmann stand mit verschränkten Armen am Fenster in einem kleinen Kabinette Henriettens, und betrachtete mit finstern Blicken den Wagen, der Henrietten wegführen ollte.

Endlich öffnete Henriette die Thüre. O, ich komme bald wieder, rief sie ihm zu und streckte ihm beyde Hände entgegen. Er faßte beyde Hände, hielt sie lange stumm an seiner Brust, und

sagte endlich höchst bewegt: Leben Sie wohl! Ja, setzte er langsam hinzu: leben Sie wohl, Henriette! Eine Thräne rollte aus seinem Auge. Ich weiß nicht, antwortete sie in Absätzen: auch unser theurer Schlag betrachtet mich mit Mitleiden. Was ist denn? Ich komme ja wieder! Gewiß! Warum weinen Sie? Sie fieng an zu zittern. Ihre Mutter rief. Sie sah ihn starr an, sie wurde blässer und blässer. Und, und — rief sie, und auf einmal umfaßten den Jüngling ihre zitternde Arme: Adieu! Adieu! Ich liebe Sie! Ich bleibe Ihnen treu! Karl, mein Karl! Ihre Lippen berührten sich zum Erstenmale. Ich bin dein! flüsterte sie stark. Dein! jetzt weiß ichs. Die Mutter rief nahe: Henriette! Sie riß sich aus seinen Armen, gieng heraus, und er sagte zitternd aber entschlossen: Leben Sie wohl! Er lehnte die Stirn ans Fenster, hörte das Rollen des Wagens, und nach einigen Minuten, von denen er nichts wußte, befand er sich in den Armen des alten Offiziers.

Sie kommen wieder, junger Mensch, sagte der. Karl schüttelte lächelnd den Kopf, und er hatte Recht: sie kamen nicht wieder. Frau von Brandes zog von dem Gute des Oheims mit dringender Eilfertigkeit in die Residenz. Bey dem ersten Besuche am Hofe war ihr voriges Glück, ihre alten treuen Freunde vergessen, und der Gedanke an Henriettens Liebe gegen den jungen Hof-

mann erregte ihr unangenehme Empfindungen. Um sich es selbst deutlich zu machen, was eigentlich ihre Absicht sey, that sie alles, um dem Jüngling Henriettens Herz zu rauben. Sie griff ihre Tochter auf der allergefährlichsten Seite an; sie bat sie mit Thränen in den Augen, ihre Wünsche zu erfüllen, den Hof zu lieben und sich allen seinen glänzenden Festen hinzugeben. Henriette konnte nicht widerstehen. Sie that alles, was ihre Mutter verlangte, ohne je das große Leben lieb zu gewinnen. Ihr Herz sehnte sich nach dem einfachen stillen Leben ihrer vorigen Tage zurück.

Der alte Offizier schrieb ein paarmal an die Mutter. Sie las die Briefe mit hohem Erröthen und vorwurfsvollem Herzklopfen. Sie bot dem Offizier die großmüthigste Unterstützung an; aber geflissentlich übergieng sie in den Antworten jede Erwähnung des alten Hofmanns und seines Sohns. Der Offizier hörte auf zu schreiben, und der junge Mensch sagte mit einem bittern Lächeln: Sehen Sie!

Henriettens Reize und Vermögen erwarben ihr beym ersten Erscheinen ein Heer von Bewunderern; allein der Günstling des Fürsten, ein Herr von Sorben, zog allein die Aufmerksamkeit der Mutter auf sich. Er bewarb sich sehr eifrig um Henriettens Gunst. Sie hätte es ohne ihre Mutter nicht bemerkt. Sorben, der bey dem Mädchen nie weiter kam, brauchte das Vorwort des Für-

sten bey der Mutter, und nun drang die Mutter mit Bitten, Thränen und Umarmungen auf Henriettens Herz mächtig ein. Henriette hatte sich bis hieher nur einsam, sehr einsam und verlassen gefühlt; jetzt erst fühlte sie sich unglücklich. Sie sank mit ihren thränenvollen Augen nur auf die Hände ihrer Mutter; sie hatte nicht das Herz nein zu sagen; aber auch kein Ja kam über ihre Lippen. In den ersten einsamen Minuten fiel sie nun mit innerm Schmerz über den Zustand ihres Herzens her. Jetzt fühlte sie, wie heiß sie den jungen Hofmann liebte; wie sehr unglücklich sie seyn müßte, wenn sie ihrer Mutter Wunsch erfüllte, und wie eben so unglücklich, wenn sie ihn nicht erfüllte. In diesen Betrachtungen kam ihre Mutter zu ihr. Sie stellte ihrer Tochter noch einmal das glänzende Glück vor, wenn sie Frau von Sorben wäre. Sie malte ihr die Feste, die Gunst des Fürsten, ihren Einfluß. Ach, liebste Mutter, rief Henriette sanft, und schlang pressend die Arme um sie: ich bin so glücklich in der stillsten Einsamkeit. Es dünkte sie schon zu hart zu sagen, daß eben diese glänzenden Feste sie unglücklich machten. Da nahm ihre Mutter sie an die Brust, und bat sie flehentlich ihren Wunsch zu erfüllen. Das weiche Herz der Tochter wurde noch weicher. O Mutter, sagte sie sich ermannend, aber in dem weichsten Tone, um der Mutter nicht wehe zu thun: ich werde dann so sehr unglücklich werden.

— Das wirst du nicht mein Kind! — Ach, liebe Mutter, gewiß das werde ich, lebenslang; ach, wenn Sie das dann nur nicht kränken würde, wenn Sie es sehen.

Diese großmüthigen Worte rührten die Mutter gewaltig; Thränen drangen in ihre Augen; aber sie folgte dieser mütterlichen Empfindung nicht. Sie sagte zitternd vor Wehmuth und halber Freude ihren Wunsch zu erreichen: o mein Kind, wenn du willst, daß ich ruhig sterben soll, so gieb Sorben deine Hand. Henriette lehnte die bleiche Stirn an ihrer Mutter Brust, und sagte leise: ja! Die hohe Freude der Mutter über dieß Ja goß einen Tropfen Zufriedenheit in Henriettens zerrißnes Herz. Sie wagte es nicht, ihrer Mutter ihren Schmerz zu zeigen, sie zeigte ihr nur die Heiterkeit, die jedes große Opfer begleitet. Die Mutter eilte. Die Verlobung war einige Tage darauf. Henriette versank in einen tiefen Gram, der, weil sie ihn so unablässig, so tief in das Innerste ihres Herzens verschloß, mit großer Gewalt an ihrem Wesen nagte.

Ein paar Tage darauf kam der alte Offizier nach der Residenz. Der junge Hofmann konnte die Ungewißheit nicht mehr ertragen, worin er um Henrietten schwebte. Er gieng wie in Verzweiflung umher. Gut, sagte der Alte, ich will dir Gewißheit bringen; aber dann sey ein Mann! Er kam zu Brandes. Henriettens Verlobung war

das erste, was er hörte. Liebe Frau, sagte er zu der Frau von Brandes: mich dünkt, Sie haben da ein Paar Herzen gebrochen. Er beschrieb ihr den Zustand des jungen Menschen, und Henriette, schloß er: ist so bleich. Die Mutter erschrak; aber sie änderte nichts. Der Alte redete mit Henrietten. Die heißeste Liebe zu dem Jüngling sprach aus jedem Worte; aber sie achtete die Anspielungen nicht, die der Alte, in seiner zu warmen Liebe gegen beyde, von ihrer Rettung fahren ließ. Sie nahm, wie er gehen wollte, ein Blatt Papier, und schrieb darauf die Worte für den Geliebten: Leben Sie wohl! Es mußte so seyn! Leben Sie wohl! Henriette.

Der Offizier kam zurück. Er gab dem jungen Menschen Henriettens Abschied. Er gab ihm sogar noch Hoffnungen, die aber der edle junge Mann mit einem zärtlichen Blicke auf das Papier verwarf. Sie mußte, sagte er: ich schweige. Und er hielt Wort; er schwieg. Er gieng ruhig zu seiner Bestimmung ab. Er war bey einem Edelmann, der ihn hatte kennen und schätzen lernen, Actuarius geworden. Hier wohnte er, seiner Liebe und seinem Grame getreu. Aber Henriettens und seine Tugend sollte noch schmerzlicher geprüft werden. In der Nähe, wo er wohnte, war ein Dorf mit einem Bade und sehr angenehmen Anlagen. Hieher gieng Hofmann oft. Die Gegend war so romantisch schauerlich. Ein Tannenwald auf der Höhe mit schmalen Gängen, dunkeln Ruheplätzen, von dem Geräusch der Badegäste entfernt, hatte ihn angezogen. Hier war er eines Tages. Ein Traurspiel wurde gegeben; er gieng hinein. Zwey Reihen Bänke vor ihm wurden den Abend offen gelassen; er wußte nicht warum.

Auf einmal traten die Fürstin, ihre Kinder, von einer Menge Damen und Herren gefolgt, hin-

ein. Hofmann kannte Niemanden davon. Die Augen aller Zuschauer waren auf den Hof gerichtet. Neben Hofmann nannte ein Frauenzimmer aus der Residenz einer Nachbarin die Hereintretenden: Fräulein von Brandes! Sie war es, Henriette war es. Sie setzte sich vor dem Geliebten nieder. Mit dem unbändigsten Schlägen seines empörten Herzens sah er das bleiche Gesicht seiner Theuren. Sie versank sogleich in sich, wie sie sich niedergesetzt hatte, und eine Bewegung der Fürstin, die den ganzen Hof aufmerksam machte, störte sie allein nicht. Ein Mann näherte sich, (es war Sorben) er fragte sie, auf das kleine Theater und die Zuschauer mit einem spöttischen Blicke zeigend: auch das erheitert Sie nicht, meine Gnädige? Sie sah schnell als erschreckt auf. Er wiederholte und spottete der Bänke, auf denen sie saßen, der Musik, der Armseligkeit des Ganzen. (Es war ein kleines, neu entstandenes Bad.)

Henriette antwortete: Ich liebe das Kleine, das Arme, mehr als Sie glauben. O spotten Sie hier nicht. Sie glauben nicht, wie wohl mir hier ist. Es erinnert mich an meine so glückliche Jugend, an meine eigene ehemalige Armuth. Ich werde nie wiederfinden, was ich verlor. — Schwärmerin! lispelte Sorben.

Das ist des Fräuleins von Brandes Bräutigam, der Kammerherr von Sorben, flüsterte Hofmanns Nachbarin jetzt. Hofmann saß verloren in den zerreißendsten Gefühlen da.

Nach dem ersten Act erhob sich der Hof. Hofmann folgte ihm mechanisch nach. Henriette blieb mit einem jungen Mädchen hinten nach. Sie gieng in eine Seiten-Allee, und dann auf die Höhe in die dunkeln Tannen. Da setzten sich beyde Mädchen in ein finsteres Gebüsch. Den Hut tief über die Augen gezogen war Hofmann ihnen gefolgt. Er stand hinter ihnen von einer Cypresse

bedeckt. Hofmann hörte von Henrietten nichts als diese Worte: Ich liebe ihn noch unaussprechlich; er wurde ja mit mir erzogen. Nach einem Seufzer setzte sie hinzu: aber es konnte nicht seyn. Ich muß schweigen. Da trat der großmüthige Jüngling, der sich schon hervor, der Geliebten zu Füßen, stürzen wollte, zurück in das Gebüsch, und gieng traurig, aber stolz nach Hause.

Henriette war kaum Frau von Sorben, da ergriff das Unglück ihre Mutter. Der in dem Sturme auf dem Genfer See verloren geglaubte Sohn ihres Oheims kam auf einmal in der Residenz an. Er hatte einem seiner Freunde in der Schweiz bey einer schnellen und tollen Reise, die er einer Wette halber mit einem jungen Engländer nach Spanien machte, und von der sein Vater nichts wissen sollte, seinen Namen indeß zu tragen aufgetragen. Er gab ihm dazu Briefe seines Vaters, einen offnen Wechsel, seine Pässe und alles was zu dieser Rolle gehörte, und er selbst reisete unter dem Namen seines Freundes nach Spanien. Dieser, sein Freund, lebt in Genf unter seinem Namen, hat das Unglück zu ertrinken, und Frau von Brandes erbt seine Güter. Der junge Mensch kam jetzt nach einem Jahre zurück. Der Irrthum klärt sich auf, und Frau von Brandes war nun auf einmal wieder so arm als vorher, und jetzt noch ärmer: sie hatte ihre Tochter unglücklich gemacht.

Sorben hatte Henrietten geliebt, wie ein Mann mit einem ausgeleerten Herzen ein solches Geschöpf wie Henrietten lieben kann. Er verlor jetzt die Hoffnung auf Henriettens Reichthum. Dieser Schlag zertrümmerte seine Liebe gegen seine Frau, die ohnehin schon im Sinken war, weil er, was liebenswerth an Henrietten war, nicht schätzen konnte. Sorben behandelte seine Schwiegermutter mit der Härte eines ohnehin kalten und nun

so grausam getäuschten Herzens. Die unglückliche Henriette, und jetzt doppelt unglücklich, durfte ihrer Mutter nicht beystehen, sie durfte sie nicht einmal sehen. Sie konnte ihr nur zuweilen heimlich schreiben und einige Unterstützung senden. Sorben erfuhr das: er machte seiner Frau die allerbittersten Vorwürfe. Henriette war im höchsten Grade unglücklich.

Die Frau von Brandes war edel genug, den Gehorsam ihrer Tochter mit einem Opfer zu belohnen. Sie verließ die Residenz freywillig, um ihrer Tochter die Vorwürfe ihres Mannes zu ersparen, und das Opfer war groß, das sie brachte. Sie verließ ganz hilflos die Residenz und ihre Tochter. Der kleine Rest ihres Vermögens reichte kaum für die Nothdurft eines Jahres zu. Sie begab sich auf ein Dorf, und hier nahm der Tod ihres Mannes ihr den einzigen Trost, den sie noch gehabt hatte, die Liebe des Einen Herzens, das ihr noch übrig war, und zugleich einen beträchtlichen Theil ihres Vermögens.

Halb in Verzweiflung saß sie an dem Sarge ihres Mannes, da öffnete sich die Thüre und der junge Hofmann stürzte in das Zimmer. Er warf sich in ihre Arme, und weinte an ihrer Brust die Thränen seines gebrochnen Herzens, und nannte sie die theure Mutter seiner geliebten Henriette. Ach, die Mutter war auf die schwerste Stunde ihres Lebens gekommen. Sie mußte die Hilfe des jungen Menschen annehmen, den sie unglücklich gemacht hatte. Aber das Unglück hatte ihrem Herzen wieder Stärke gegeben: sie verschwieg dem jungen Manne nicht, daß sie die Ursache seiner Trennung von Henrietten war. Sie entdeckte ihm Henriettens Elend. Der Jüngling schlug den Blick an die Decke, aber kein Vorwurf kam aus seinen Lippen.

Dennoch Henriettens Mutter! rief er in einer

neuen Umarmung. Sie mußte zu ihm ziehen, und seine Ehrfurcht, seine Liebe gegen sie war die bitterste Strafe ihrer Thorheit. Er war Justiz-Amtmann geworden. Er lebte nur für andere Menschen. Sein einziger Schmerz war, nicht die Trennung von Henrietten, sondern die Mißhandlungen, die sie von ihrem Manne zu ertragen hatte.

Henriette trug sie mit unbeschreiblicher Geduld. Getrennt von allem, was sie liebte, wurde sie von Tage zu Tage weniger heiter, immer verschlossener. Sie gab sich alle mögliche Mühe den Wunsch ihres Mannes zu erfüllen, das leichte Wesen, das der Hof fodert, anzunehmen; aber ihr Herz erlag unter dieser zu schweren Last. Sorben fühlte mit immer größrer Kälte, daß er eine Frau hatte, die er nicht zeigen konnte. Seine Kälte wurde Bitterkeit, Haß und endlich Verachtung. Selbst die Geduld, mit der sie alles ertrug, war ihm unangenehm.

Ihre Mutter gab ihr in einem Briefe, den sie ihr zuzuspielen wußte, den Rath, auf die Scheidung zu dringen. Sie war unvorsichtig genug, in einer Wendung ihrer Tochter das Glück zu zeigen, das sie noch an dem Herzen des Geliebten genießen könnte. Henriette las, bebte, ihr Herz pochte ungestüm; aber sie beschwor ihre Mutter, in der Antwort auf ewig davon zu schweigen. Sie schwieg; allein in Henriettens Seele arbeitete diese Vorstellung fort, und vermehrte ihre Leiden durch die Qual der Selbstvorwürfe. Sie fürchtete ihrem Manne mit diesem Gedanken, der sich ihr so oft aufdrang, Unrecht zu thun. Sie hatte nun den bittern Kelch des Lebens geduldig geleert, da wendete das Geschick endlich lächelnde Blicke auf sie.

Sorben, voll Verachtung gegen seine Frau, ließ ihr den Vorschlag zur Scheidung thun. Henriette verhielt sich durchaus leidend dabey. Sie verdoppelte die Aufmerksamkeit gegen ihren Mann,

ohne ihn zu gewinnen. Sie wurden geschieden, und Henriette war frey, ohne glücklicher zu seyn. Der Ort ihres künftigen Aufenthalts ängstete sie. In marternden Zweifeln blieb sie noch einige Tage in der Hauptstadt. Sie hatte, vielleicht zu rasch, alle Unterstützung Sorbens ausgeschlagen. Es blieb ihr beynahe nichts übrig, als zu ihrer Mutter zu gehen, und hieß das nicht sich ihrem Geliebten in die Arme werfen? Da kam ihre Mutter selbst, nicht um sie zu holen, sondern um bey ihr zu bleiben. Henriette hatte nicht das Herz, nach dem Geliebten eine Frage zu thun, und die Mutter sagte nichts, einige Anmerkungen über die veränderlichen Herzen der Männer ausgenommen.

Die Mutter hatte geglaubt, Hofmann würde den ersten Augenblick nach der Scheidung in ihrer Tochter Arme fliegen. Nichts von dem geschah. Hofmann blieb traurig. Er fühlte Henriettens schmerzliche Verlegenheiten. Er nahm den Vorschlag der Mutter, Henrietten zu holen, kalt auf; ja, endlich bat er sie zu ihrer Tochter zu ziehen; der alte Offizier erbot sich die Kosten ihres Unterhalts zu tragen, (eine kleine Erbschaft, die er gethan hatte, erlaubte ihm das) und Hofmann fand diesen Vorschlag sehr gut.

Sie verließ also mit Kälte das Haus Hofmanns. Wie sie dann nach einigen Tagen ihrer Tochter das alles erzählt hatte, so wunderte sie sich aufs neue, daß ihre Erzählung, statt Henrietten zu betrüben, erheiterte; sie erstaunte, da Henriette aufsprang und mit der höchsten Zärtlichkeit rief: o der edle Mann! Diese Zartheit der Empfindung von Seiten Hofmanns knüpfte ein neues Band der Liebe um ihre Herzen, und nach dem Zeitraume eines Jahres, da die Mutter alles verloren glaubte, weil Hofmann nicht schrieb und nicht kam, erschien der alte Offizier und hielt in Hofmanns Namen um Henriettens Hand an. Henriette reichte erröthend

dem ehrwürdigen Manne ihre Hand. Darf er kommen? fragte er. Bist du gefaßt genug, liebes Kind? Die Mutter begriff die Umstände nicht, die man machte. Mein Gott, rief sie: sie liebt ihn zärtlich. — Daran hat Niemand gezweifelt, sagte der Alte.

Hofmann kam zitternd, und langsam näherten sie sich einander, noch immer die Brust voll schöner Zweifel über die Rechtmäßigkeit ihres kommenden Glücks. Ohne Worte wollte Hofmann Henriettens Hand fassen. Sie berührten sich, und da sanken sie mit einem lauten Ausruf des Entzückens einander in die Arme. Ihre Herzen sagten jetzt, daß sie des Glücks ihrer Liebe werth waren.

Henriette wurde Hofmanns Frau, und sie fanden täglich, daß der hohe unveränderliche Genuß ihres Glücks, daß die Zartheit ihrer Liebe aus dem Unglücke und aus den Aufoperungen entstanden sey, die sie der Tugend gemacht hatten.

Daß sie glücklich waren, war nicht ihr Glück; daß sie das Glück verdient hatten, das war der hohe Genuß ihres Lebens. Und auch die Mutter sah zuletzt, wie viel mehr Tugend werth ist, als Glück der Welt, selbst als das Glück der reinsten Liebe. Sie wurde durch das Glück ihrer Kinder glücklicher, als sie je unter dem Gepränge der großen Welt gewesen war.